Paed. Pr.
2787.

Paed. Pr. Rebau
~~304 ea~~
2787-3

<36632331290011

<36632331290011

Bayer. Staatsbibliothek

Paed.
301 ee

Paed 301 ee

Neueste Jugendbibliothek.

Zur Bildung
des
Geistes und Herzens
herausgegeben
von
Heinrich Rebau.

Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage.

Drittes Bändchen.
Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1840.
v. Jenisch u. Stage'sche Buchhandlung.

56 B

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die
Waisen aus Neapel,
oder
Fürchtet euch nicht — ich bin mit euch.

Eine Erzählung
für
die reifere Jugend.

Von dem Verfasser
der „Glocke der Andacht.“

Mit einem Stahlstich. 8. Geheftet.
14 gr. oder 54 kr.

Referent freut sich, wieder eine neue Schrift des durch seine trefflichen Erbauungs- und Jugend-Schriften so berühmten Herrn Verfassers ankündigen zu können. Es ist dieß unstreitig seine beste Erzählung; was aber den Werth, dieses Buches besonders erhöht, ist die darin streng beobachtete moralische Tendenz und der durchgeführte Grundsatz: daß über dem Kampfe der Tugend mit dem ränkevollen Laster eine heilige Vorsehung wacht, die, wenn sie auch oft die Ihrigen zu verlassen scheint, sie dennoch unsichtbar schützt, Lohn und Strafe mit gerechter Wage zuwägt. Das Buch ist überdieß sehr hübsch ausgestattet, und der Preis so äußerst billig gestellt, daß Eltern, die ihre Kinder wahrhaft lieben, denselben ohne großes Opfer dieß nützlichste Geschenk anzuschaffen vermögen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ausgewählte

Erzählungen,

zur Bildung

des

Geistes und Herzens

herausgegeben

von

Heinrich Nebau.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Erstes Bändchen.

Augsburg, 1840.

von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Vergelter lebt.

Nicht jedes Bäumchen darf seine ersten Blüthen in einem hellen, warmen Frühling aufthun. Manches kann den Schmuck seiner Jugend nur in kalten trüben Tagen kümmerlich zeigen, und die Hälfte der Blüthenknospen bleibt im Keime zurück, oder verwelkt im Aufbrechen. So ist es auch nicht jeden Menschen vom Schicksal vergönnt, seine Jugend in freudiger Blüthe zu entfalten, und nur einer besondern Gunst des Himmels verdankt er es, wenn ihm der Frühling seiner Jugend lauter frohe, heitere Tage schenkt.

Ueber Gottfrieds Jugend breitete sich ein trüber stürmischer Regenhimmel her. Schon früh verlor er seine Aeltern, und sollte nun im Waisenhause seiner Vaterstadt eine kümmerliche Erziehung finden: denn zu jener Zeit, — am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts, — hatte man diese Anstalten noch nicht so verbessert, als es jetzt hier und da geschieht. Diese armen Kinder wohnten gewöhnlich noch in dumpfen Klostergebäuden zusammen, kamen selten ins Freie, und erhielten oft nur eine schlecht zubereitete, nahrungsarme Kost. Ueberall in der Stadt murrten die Leute, die des armen Knaben brave Aeltern gekannt hatten, und sagten: „Wie, Gottfried soll Waisenjunge werden? und hat doch den reichen Vetter, der das

Geld im Scheffel mißt? —« Das war der alte Grimm, der zwar nicht allzu nahe mit Gottfried verwandt, aber doch, als sein Pathe, allerdings mehr, als jeder andere Bürger, verpflichtet war, sich seiner anzunehmen. Als ihm nun dieses Stadtgespräch zu Ohren kam, schämte er sich doch ein wenig, und ließ den verlassenen Gottfried in sein Haus holen. Da es aber seine eignen Kinder schon übel genug bei dem harten Manne hatten, so gings freilich dem neuen Ankömmling noch weit trübseliger. Er weinte über die lieblose Behandlung und über die bittern Schimpfreden, die er bekam, so lange, bis er sich allmählig mehr daran gewöhnte.

Gottfried war von Natur ein gutgearteter Knabe von vielen Fähigkeiten, daher ihn auch sein Schulmeister liebgewann, und den alten Grimm sogar zu bereden wußte, daß er ihn späterhin die Lehranstalt besuchen ließ, wo sich die jungen Leute zur hohen Schule vorbereiteten. — Ein Fehler war unserem Gottfried eigen, dem nur eine vernünftige Erziehung hätte begegnen können: er war nämlich sehr leichtsinnig und flatterhaft, wie sich's denn bei fähigen, lebhaften Knaben nicht selten findet. Ohne Arges zu denken und zu wollen, zog er sich doch dadurch manchen Verdruß und Schaden zu. Die Härte seines Pflegevaters machte ihn dann wohl zittern, aber sie besserte ihn nicht. Einem seltsamen Verhängnisse blieb es vorbehalten, hierin sein Zucht- und Lehrmeister zu werden, wie der Verfolg dieser Erzählung berichten soll.

Meister Grimm war auf keine Weise dahin zu bringen, den Jüngling ausstudieren zu lassen, so gut auch das Zeugniß der Lehrer für ihn ausfiel. „Es

kostet zu viel! der Junge kann ein Handwerk lernen.“ Das war bei jedem Versuche, ihn für Gottfrieds Neigung zu gewinnen, immer das Schlußwort des Metzgers. — Ganz unrecht hatte nun wohl der Mann nicht. Gute fähige Köpfe braucht man in jedem Stande; auch giebt es neuerer Zeit der Studierenden allzuviel; so daß ein tüchtiger, geschickter Handwerker oder Bauer wohl oft noch ein besseres und ruhigeres Auskommen findet, als ein armer Gelehrter; und was die Ehre betrifft, so fehlt sie keinem braven und nützlichen Manne, mag er nun die gelehrte Schreibfeder in der Hand führen, oder den Ackerpflug, oder ein Handwerksgeräthe. Indessen schien unsren Gottfried doch ein besondrer Wink des Schicksals auf den gelehrten Stand hinzuweisen. Die verstorbene Mutter des Jünglings hatte nämlich, da sie aus Kiel gebürtig war, dort einen nahen Verwandten, der früherhin als Kaufmann in Verfall gerathen war, nachher aber bei größerem Glück sich wieder ziemlich erhoben hatte. Dieser erbot sich, als er die Lage seines jungen Vetters erfuhr, ihn bei sich aufzunehmen und frei zu halten, im Fall er die dortige hohe Schule beziehen wolle. Gottfried freute sich sehr über dieses unverhoffte Glück; fast noch mehr freute sich Meister Grimm, weil er sich nun mit guter Manier ganz von seinem Pathen lossagen konnte. Kaum war die Stadtschule geschlossen, als er ihn antrieb, eilig den kleinen Koffer zu packen, während er ihm vorrechnete, wie viel jedes einzelne Kleidungsstück gekostet habe. Zuletzt suchte er noch lange im Geldsack umher, ehe sich einige Thaler zum Reisegelde von dem übrigen Mammon lostrennen wollten. „Nun habe ich das Meinige redlich gethan!“ sprach er beim Abschiede;

„dein Vetter kann dich jetzt auch so lange haben, als ich. Glück auf den Weg!“

Mit wehmüthigen Thränen schied der gute Gottfried aus diesem Hause, und niemand weinte mit ihm, als ein alter Schlossergeselle, der sich hier eingemiethet hatte. Der meinte es so gut mit seinem jungen Freunde, daß er ihm beim Lebewohl aus seinem ärmlichen ledernen Beutelchen einen harten Thaler, — zum Andenken, wie er sich ausdrückte, — aufnöthigen wollte. Jener aber war nicht zu bewegen, das Geld anzunehmen. Er bat sich dagegen eine Kleinigkeit von seiner Arbeit aus. Der Schlosser gab ihm ein Besteck, in Form eines großen Messers, worin mancherlei Schlosser-Werkzeuge befindlich waren.

An einem frischen Herbstmorgen schritt der junge Student über den Berg, dessen waldiger Gipfel die äußerste Gränze seiner bisherigen Spaziergänge gewesen war. Mit dem leichten Nebel, der über dem Thal zerfloß, zerrannen auch zugleich alle wehmüthigen Gefühle seiner bedrückten Knabenzeit, und mit dem Strahl der Morgensonne gieng ihm das süße Gefühl einer noch niemals genossenen Freiheit auf, die ihn mit innigem Jubel erfüllte. Zur Freude gesellte sich die Hoffnung, wie sie denn immer eine treue Gefährtin der Reisenden zu seyn pflegt. Sie stellte ihm seinen künftigen Aufenthalt in einer fernen schönen Stadt unter den lieblichsten Bildern vor, so daß die ersten Tagreisen unter lauter fröhlichen Gedanken vollendet wurden, und ihm der weite Weg nur ein anmuthiger Spaziergang zu seyn dünkte.

Schon hatte er fast die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er spät in einem Städtchen einkehrte, um

da zu übernachten, und mit dem beginnenden Morgen weiter zu wandern. Der Herr Pathe Grimm hatte schon durch das kärgliche Reisegeld dafür gesorgt, daß Gottfried immer nur solche Nachtquartiere aufsuchen mußte, wie sie einem armen Fußgänger angemessen sind. Auch in seiner heutigen Herberge fanden sich keine vornehmen Reisenden. Blos einige Fuhrleute saßen in einer niedrigen, vom Dampf geschwärzten Stube; auch reisende Handwerker, beurlaubte Soldaten, nebst einigen Zechgästen aus der Stadt; so daß der Student, als er sich zu ihnen auf die Bank setzte, und in guter Laune mit in ihre Gespräche mischte, ohne Zweifel als der Gelehrteste unter ihnen galt; daher ihm auch ein ehrsamer Bürgersmann, der neben ihm Platz nahm, mit besonderem Wohlgefallen zuzuhören schien, wenn er auch manchmal über die vorlauten Urtheile des Jünglings ein wenig lächelte.

Mitten in der allgemeinen Unterhaltung trat der Wirth an sein Wandschränkchen, schloß auf, und brachte einen schweren Beutel herbei an das Licht der Tafel, um kleine Münze zur Herausgabe zu suchen. „Herr Wirth,“ sagte der spaßhafte Gottfried, „erlaube Er mir einen Griff in die Geldkatze. Dagegen soll er auch eine Handvoll aus meinem Beutel nehmen dürfen.“ — „Ei nun,“ antwortete der Wirth, den Scherz erwiedernd, „wenn Er ein größeres Recht, als ich, darauf zu haben meint, so lange Er zu!“ — „Unter dieser Bedingung muß ich freilich danken!“ sagte Gottfried, und wurde, während ihm Jener den Beutel hinhielt, am Finger des Wirthes den Schlüssel zum Geldschränkchen gewahr. Da bemerkte er zufällig, daß sein Kofferschlüssel gerade so aussehe; mit kindischer Unbedacht-

samkeit und Neugierde wollte er, als der Wirth weggegangen war und wieder zugeschlossen hatte, sich von der Wahrheit seiner Bemerkung überzeugen. Bei einem Gang durch die Stube trat er zur ziemlich dunklen Schrankecke und probirte sein Schlüsselchen. Ein Druck, — uud die Thüre sprang wirklich auf! In diesem Augenblick fühlte er, daß er sich einer Unbesonnenheit schuldig gemacht habe. Erschrocken schloß er geschwind zu, und nahm seinen alten Platz an der Tafel wieder ein. „Es wirds doch niemand gesehen haben?« dachte er bei sich selbst; denn alle Gäste waren in eifriger Unterhaltung begriffen. Allein diese Hoffnung bewährte sich leider nicht! der Nachbar drohte ihm bedeutend mit dem Finger, ohne indeß etwas Weiteres darüber zu äußern. Gottfried bereute mit glühender Schaamröthe zu spät seine kindische Neugier. Aber eben diese Schaam hielt ihn ab, sie jenem ehrlichen Bürgersmann offen zu gestehen. Dieser schien es denn auch in der Folge nicht hoch aufzunehmen, und Gottfried beruhigte sich bald wieder darüber. — Seine kleine Zeche bezahlte er Abends noch, um früh mit dem Morgenroth die Reise fortsetzen zu können; dann legte er sich neben andre Schlafgesellen auf das Strohlager nieder, welches im Hintergrund der Wirthsstube bereitet war.

Am folgenden Morgen hatte er kaum eine Stunde Wegs in der Dämmerung durch die Felder hin zurückgelegt, als er in der Ferne mehrere Leute gewahr wurde, die im vollen Laufe auf demselben Pfade hinter ihm herkamen. Bald erkannte er in ihnen Soldaten; und da in jener Zeit die Beispiele gewaltsamer Anwerbungen häufig genug vorkamen: so gerieth er

in große Furcht, es möge ihm ein ähnliches trauriges Schicksal bevorstehen, denn das ganze Feld war menschenleer und niemand würde seinen Ruf nach Hilfe vernommen haben. Die plötzlich erwachende Angst trieb ihn zur Flucht an; er lief, um seinen Nachfolgern zu entkommen, nun ebenfalls aus allen Kräften querfeldein dem nahen Buchenwäldchen zu. Man schien indessen diese Seitenflucht voraus bedacht und auch dort Gehilfen aufgestellt zu haben; denn kaum glaubte er den Verfolgern glücklich entkommen zu seyn, als ihm zwei andere aus dem Dickicht entgegen traten. Der eine mit dickem Knotenstocke bewaffnet, den er drohend gegen den armen Flüchtling aufhob, ergriff ihn mit den Worten: „Er ist mein Arrestant!“ — „Was hab' ich denn verbrochen?“ fragte der Jüngling. „Das wird sich zeigen“ war die Antwort; „jetzt marsch, zurück zur Stadt!“ Auch die Soldaten kamen nun herzu, und nahmen den Gefangenen in die Mitte. Gottfried folgte zitternd. Bei der Ankunft lieferte man ihn einem Richter ab, der den Gefangenen zornig anredete, ihn durchsuchen, und, was er bei sich trug, in Verwahrung nehmen ließ. „Nun auch heraus mit dem Geldsack!“ schrie man ihm zu. — Man denke sich das Erschrecken des Unglücklichen, als er erfuhr, daß in der vergangenen Nacht dem Wirth sein Geld entwendet, und daß ausgesagt worden sey, Gottfried habe schon am Abend das Schränkchen heimlich aufgeschlossen, daher man niemand als ihn des Diebstahls beschuldigen könne. Das weggenommene Kofferschlüsselchen wurde sogleich an Ort und Stelle vom Richter probirt, und als es wirklich aufschloß, sagte er höhnisch zum Gefangenen: „Da hast du ja deine Die-

triche gar nicht einmal nöthig gehabt!“ denn leider enthielt das Besteck, welches er vom Schlossergesellen zum Andenken erhalten hatte, auch einige Werkzeuge der Art.

Zu jener Zeit wurden gerichtliche Untersuchungen der Verbrechen, (welche man peinliche Rechtspflege nennt,) oft mit einer übertriebenen Strenge angestellt; und da sich in diesem Vorgange allerdings manche Umstände vereinigten, welche unsern Gottfried sehr verdächtig machten: so läßt sich leicht denken, daß seine Sache einen traurigen Ausgang nehmen mußte. Selbst die Zeugnisse, welche man in seiner Vaterstadt über ihn einholte, sprachen nicht ganz günstig für ihn, da sie hauptsächlich nur seine Fähigkeit und seinen Schulfleiß betrafen, und da Meister Grimm aus Furcht in Kosten verwickelt zu werden, sich völlig vom Pflegesohn lossagte; auch unmenschlich genug war, hinzuzufügen: „daß er ihm schon zu Hause manchen leichtfertigen Streich gespielt habe.“ Sogar der bedenkliche Umstand mit den Dietrichen klärte sich nicht auf: denn der Schlossergeselle von dem sie herrührten, hatte sich unterdessen aus dem Städtchen entfernt, um anderwärts Arbeit zu suchen.

So Viele auch dem Jüngling ihr Mitleid schenkten; so blieb er dennoch hilflos seinem Schicksal überlassen. Wenn aber jene mitleidige Theilnahme zwar keinen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Untersuchung äußerte, so verschaffte sie ihm gleichwohl einige Erleichterung seines Gefängnisses. Der Gefängnißwärter selbst gab sich nicht nur Mühe, ihm eine bessere Kost zu reichen, als sonst in diesen traurigen Wohnungen üblich ist; sondern er sorgte auch auf

Gottfrieds Bitte, für geistige Nahrung, und lieh für ihn bald da, bald dort ein Lesebuch. So kam ihm unter andrem ein lateinisches Büchlein „von der Nachahmung Christi" betitelt, in die Hände, welches einen außerordentlich großen Eindruck auf ihn machte. Die schöne edle Sprache, die er sehr liebte und gut verstand; und die tiefe herzliche Frömmigkeit, welche in jenem Büchlein herrscht, machten es ihm zu einem wahren Kleinod. Er las es immer von Neuem, bis er es fast auswendig wußte, und er fand in den frommen Gefühlen, die es in ihm erregte, einen Trost in seinem Unglück, der ihm anderswoher wohl schwerlich zu Theil geworden wäre.

Nach häufigen Verhören, aus welchen sich über den Diebstahl selbst immer nichts Deutliches ergeben wollte, wurde endlich auf Anwendung der Tortur erkannt. Dieses grausame Mittel, Bekenntnisse zu erpressen, war damals noch allgemein im Gebrauch, und Tausende von Unschuldigen wurden aus Furcht vor den mancherlei Martern, die ihnen drohten, dahin gebracht, sich den Tod eines Missethäters durch ein unwahres Bekenntniß zu erkaufen. Dieß nannte man die „peinliche Frage." Ehe man zu derselben schritt, mußte dem Gefangenen jedesmal das ganze Verfahren bei dieser gräuelvollen Mißhandlung vorgezeigt und erklärt werden, um ihn, wo möglich noch vor der Anwendung der Folter, zum Geständniß zu bringen. Als nun dem unglücklichen Gottfried die Marterwerkzeuge nacheinander vorgelegt wurden; als der Henkersknecht mit harter Faust seine Hände anpackte, um ihm zu zeigen, auf welche Weise die Daumenschrauben angelegt würden; als er die klirrenden eisernen Beinschie-

nen vor ihm niederwarf und das gräßliche Werkzeug herbeischleppte, auf welches man die Schlachtopfer der Gerechtigkeit auszuspannen und alle Glieder fast aus den Gelenken zu recken pflegte: — da stürzte dem hilflosen Jüngling ein Strom von Thränen aus den Augen. Er blickte bald auf sich, bald auf jene fürchterlichen Anstalten hin, denn er war von zartem Körperbau, und es fehlte ihm schon deßhalb die Kraft, des Gedankens an die Ertragung solcher ungeheuren Schmerzen mächtig zu werden. — Als er in das Gefängniß zurückgeführt worden war, und dort unter heißen Gebeten lange knieend am Boden gelegen hatte; da schien es ihm plötzlich, wie ein himmlisches Licht im Innern aufzugehen: „alles das sey von Gott über ihn zur Prüfung des Glaubens verhängt, und er dürfe nicht widerstreben.“ — „Vater und Mutter haben mich verlassen“ rief er aus; „ja die ganze Welt verläßt mich; aber der Herr nimmt mich auf!“

Von nun an war Gottfried entschlossen, das ihm schuldgegebene Verbrechen auf sich kommen zu lassen; fest überzeugt, daß ihm die Unwahrheit, die in dem Eingeständnisse, lag von Gott verziehen werde, da er sich selbst geduldig in sein Schicksal ergebe, und ohnehin die drohende Folter unmöglich überleben könne. Er hielt dieses in seinem frommen Glauben für eine „Nachahmung Christi;“ worin er indessen nicht ganz recht hatte: denn Christus, unser Herr, hat auch durch die größten Qualen nicht dahin gebracht werden können, die Wahrheit zu verläugnen. Doch können wir den armen Gottfried um so mehr über diesen Irrthum entschuldigen, da, wie schon bemerkt worden, die Furcht vor der Tortur gar oft die Unschuldigsten zu ähnlicher

Unwahrheit verleitet hat. — Mit dem Entschluß, sich des Verbrebens schuldig zu bekennen, kehrte ein Muth und eine Zuversicht in seine Brust zurück, die selbst den harten Richter in Verwunderung setzte. Da ihm auf die Frage: „wohin er den Raub verborgen habe,“ neue Martern drohten: so ließ er es zu, daß man ihm das Geständniß in den Mund legte: „er habe den Beutel nach seiner Flucht nach dem Walde von sich geworfen.“ So schien es dem Richter wahrscheinlich, wiewohl man vergeblich jenes Wäldchen darnach durchsuchte.

Mit dem Beginnen des Frühlings traf Gottfrieds Urtheil ein: Er sollte mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht, jedoch seiner Jugend und seines reuigen Bekenntnisses wegen nach erfolgtem Tode abgenommen, und auf der Gerichtsstätte begraben werden.“

Der Verurtheilte verlor seine Fassung bei der Eröffnung keinen Augenblick. Ja, es ward ihm vielmehr zu Muthe, als ob die geheime Stimme des Trostes, die jenes fromme Büchlein in ihm erweckt hatte, immer lauter und kräftiger an sein Herz dringe, so daß er ganz deutlich die Worte zu hören glaubte: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir!“ Und mit diesem erhebenden Gefühl einer kindlichen Ergebung sahen ihn alle Einwohner des Städtchens und noch Tausende aus benachbarten Ortschaften, am bestimmten Tage den Weg zur Gerichtsstätte antreten. Ein Geistlicher gieng ihm zur Seite, den die Rührung bis zu Thränen bewegte. Gottfried aber riß alle Herzen zur Bewunderung und zu unaussprechlichen Empfindungen hin. In einem weißen Gewand mit schwarzen Bandschleifen wandelte er ohne Thränen freund-

lich und geduldig auf dem Pfad, den man ihn führte, und seine Augen waren unverwendet zum klaren, blauen Frühlingshimmel hinaufgerichtet; so wie etwa ein heimkehrender Wandersmann den Blick nicht mehr von seiner lieben Wohnung ablenket, wenn er sie von ferne gewahr wird.

Oben auf dem Hügel angelangt, kniete er neben seinem, schon aufgeworfenen, Grabe noch einmal betend nieder, und eine Todtenstille verbreitete sich ringsumher unter allen Zuschauern. — Doch plötzlich erhob sich ein leises Murmeln; bald hörte man auch bei immer zunehmender Bewegung das laute Rufen einer Stimme, und durch die dichte Volksmenge arbeitete sich ein Mann hindurch, welcher endlich, nachdem es ihm gelungen war, in den Kreis zu kommen, fast athemlos keuchend mit fliegendem Haar und starrem Blick sich neben Gottfried niederwarf.

»Hier!« schrie er mit gräßlichem Rufe; »hier liegt der arme Sünder! Laßt diesen Unschuldigen los! Ich — ich bin der Dieb!« —

Die Verwirrung, welche diesem Auftritte folgte, ist nicht mit Worten zu schildern. Gottfried wußte nicht, wie ihm geschah, als alles sich um ihn herdrängte, und Viele ihm mit Freudenthränen zu seiner Errettung Glück wünschten; doch verlor er seine Fassung nicht ganz, und hob die gefalteten Hände dankend empor.

Er wurde zwar, bis sich alles näher aufklären würde, nebst dem neuen Gefangenen in sein Kerkerstübchen zurückgeführt, aber sein Weg dahin glich einem Triumphzuge. Jeder wollte ihm gern die Hand reichen; viele Jungfrauen, die um den Unglücklichen bitterlich geweint hatten, eilten voraus und kamen mit

Frühlingsblumen zurück, um sie vor ihm her auszustreuen. Die wohlhabenderen Bürger schickten ihm ansehnliche Geschenke an Geld, andre beeiferten sich, ihm Labung an Speise und Trank hinzusenden, so wenig er auch in seiner jetzigen Gemüthsstimmung einen solchen Genuß zu würdigen wußte. Es war ein allgemeiner Festtag für die Stadt!

In Kurzem entwickelte sich nun auch durch die Bekenntnisse des reuigen Sünders der eigentliche Hergang der Sache. — Es war ein armer Schuhmacher aus einem nahgelegenen Dorfe. Durch Hang zum Müssiggang und zu leichtsinniger Verschwendung war er mit seiner Familie ins Elend gerathen. An jenem Abend, wo Gottfried seine unglückliche Neugierde am Geldschranke stillte, war auch jener Schuhmacher mit unter den Gästen, um sich, — wie er es nur allzuoft that, — die Grillen zu vertrinken. Er saß so an der Wirthstafel, daß er Gottfrieds Versuch mit dem Schränkchen bemerken konnte; da gab es ihm seiner Meinung nach, der böse Feind ins Herz, diesen Umstand zu benutzen und sich mit einemmale aus seiner kümmerlichen Lage herauszureißen. Ja es fehlte wenig, daß dieser Unglückliche damals in dem Allen nicht eine höhere Schickung zu erkennen glaubte! — So verblendet ist ein lasterhafter Sinn, daß er den Vorsatz zur Sünde und zum Verbrechen lieber der Hölle, oder sogar dem Himmel zuschreibt, ehe er ihn in der Verdorbenheit seines eignen Herzens sucht! — Sogleich entschlossen, seinen Plan auszuführen, übernachtete er mit andern Reisenden in jener Herberge, und wußte seinen Platz auf dem Strohlager zunächst neben Gottfried so zu wählen, daß er sich während der ermüdete

junge Fußgänger, so wie alle übrigen Reisenden, in festem tiefem Schlafe lag, des Schlüsselchens leicht bemächtigte, und ihm dasselbe nach begangenem Raube wieder in die Tasche zurückschob. Mit dem jungen Menschen, — so hoffte er, — werde man es nicht so genau nehmen, auch wenn er in Verdacht und Untersuchung kommen sollte.

Die gestohlne Baarschaft, und die Genüsse, die er sich nun verschaffen konnte, erstickten Anfangs die Vorwürfe des Gewissens, als ihm die Verhaftung des Unschuldigen bekannt wurde. Da sich aber immer mehr Theilnahme für den unglücklichen jungen Menschen verbreitete und die Sache eine so ernstliche Wendung nahm, da erwachte die Reue mit ihrer unwiderstehlichen Kraft. Von da an hatte er Tag und Nacht keine Ruhe mehr, und stand oft im Begriff, sich selbst vor Gericht anzugeben; immer aber jammerten ihn, wie er versicherte, seine armen Kinder so sehr, daß er das Aeußerste abzuwarten beschloß: denn auch nach dem gefällten Urtheilsspruch schien es ihm noch wahrscheinlich, man werde den Jüngling begnadigen. Die Macht des Gewissens trieb ihn unter die Zuschauer des gräßlichen Schauspiels, und sie stürzte ihn endlich, da seine letzte Hoffnung auf Begnadigung scheiterte, mit dem Angstruf der Verzweiflung und mit dem Bekenntniß der Schuld zu den Füßen des Richters nieder. Seine Strafe ward in der Folge, wegen der ausserordentlichen Umstände, und weil er sich selbst in die Hände der Gerechtigkeit ausgeliefert hatte, in langwieriges Gefängniß verwandelt. Ueberhaupt aber machte der Ausgang dieser merkwürdigen Begebenheit, bei den höhern Gerichten großes Aufsehen, welches vielleicht mit dazu

beitrug, daß man sich des bisherigen unmenschlichen Verfahrens, ein Geständniß durch Martern erzwingen zu wollen, immer mehr schämen lernte.

Gottfrieds Schicksal nahm nun plötzlich die glücklichste Wendung durch die königliche Gnade, durch welche er völlig frei studieren durfte. Er wurde in der Folge ein ausgezeichnet frommer, geschickter und beliebter Prediger; und ich wollte, wir hätten ihn einmal predigen hören! Etwa über das gläubige Vertrauen, über die göttliche Hilfe; oder: über die Macht des Gewissens, des guten sowohl, als des bösen; — oder auch in einer Ermahnung an die Jugend über die gefährlichen Folgen des Leichtsinnes.

Sein Mund ist längst verstummt; doch seine Geschichte predigt noch fort; und möchte sie doch nicht blos unter den Erwachsenen, sondern selbst unter Kindern, recht viele aufmerksame Zuhörer finden.

Die
Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster, und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglich ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille reine weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, wie er: denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend ver-

deckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen zerstörten Körper, und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönsten Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Aerndten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfgänge des Lasters herabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder; O Vater, stelle mich wieder auf den Scheideweg, damit ich anders wähle."

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!" — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmäh-

lig seine Züge an. Mitten in dem Kampfe floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum, und über die Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser, als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach ich könnte glücklich seyn, ihr theuren Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!«

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richtete sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder Jugend, komme wieder!« — —

Und sie kam wieder: denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Aerndten leitet.

Kehre mit ihm um, Jüngling, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird

künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wieder kommen.

Der Schneider in Pensa.

Es ist kein Beruf vornehmer und freudiger, als die Wege aufzudecken, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und kund zu machen das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland, Arbeit genug, und doch kein Geld; aber ein froher, heitrer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna: ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagreisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und Niemand mehr

das Vater Unser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als fremde Waare, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermischt, auch sechzehn badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmassen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den letzten begraben?“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel, unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutschen da? und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer-Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter eine russische Reiterschaar als Regimentsschneider anwerben, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo Alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerd. In Pensa aber, wo er sich

nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist es jetzt ein angesehenes Männlein. Will Jemand in ganz Asien ein sauberes und schönes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf 30 Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an; er findet bei ihm was ihm fehlt: Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenärnte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutschen da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wolle, und liebte sie schon zum Voraus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!“ dachte er; „wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, so viel er konnte. Dießmal aber, als er mitten unter so viele Gefangene hinein rief: „Sind keine Deutschen da?“ — mußte er zum Zweitenmal fragen; denn das Erstemal konnten sie vor Staunen und

Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sey (er wäre mit Meklenburger oder Sachsen auch zufrieden gewesen), aber einer sagte von M a n n h e i m am R h e i n s t r o m (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt), der andere sagte von B r u c h s a l, der dritte von H e i d e l b e r g, der vierte von G o c h s h e i m: da zog es, wie ein warmes, auflösendes Thauwetter, durch den Schneider hindurch. „U n d i c h b i n v o n B r e t t e n,“ sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton E g e t m a i e r von Bretten, wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und der heiligen Heimathliebe traten Allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton, sagte der Statthalter, wann habe ich euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum, und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Wohnungen aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug

sieht's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Dutzend neue Hemder sorgen.“ — „Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu Allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren Alle neu und anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals die fremde Gutmüthigkeit, deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie Alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth giebt, ohne es zn wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind bei seinen Freunden in der Stadt herum, und machte Staat mit ihnen. Es ist hier nicht Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den traurigen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern, und

das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest: es wurde am nämlichen Tag von den Treuen in Asien mit Gastmahl, mit Lebehoch und mit Freudenfeuer gehalten; nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine solche Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der Aliirten in Deutschland an: der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern mit Freudenthränen zubrachte; darum, weil sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder, sagte er, verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmair, sagten sie, thut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an Alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zu der Trennung die Noth. Denn es fehlte an Allem, was zur Nothdurft und Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unbewirthbaren Gegend nöthig war; und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Muthes, still und nachdenklich herum, wie ein Mann,

der etwas im Sinn hat. „Es geht ihm recht zu Herzen,“ sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitze zurück: „Kinder, es ist Rath. Geld genug!“ — Was war's? die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden, sagte er, wenn nur Ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme gesprochen hat: Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde zu großem Troste der Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerke, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Der Abschied soll nicht beschrieben werden. Keiner der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieß für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sey. Die Reisenden aber sprachen unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen

und Geld antrafen: schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmaier, aus Bretten, Schneidermeister in Asien.

Der gesegnete Kirchgang.

Eine fromme, Gott vertrauende Mutter erzählte ihren Kindern folgende Geschichte:

In unserm Dorfe wohnte eine Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. Es gelang ihr anfangs zwar wohl, und sie konnte jährlich von ihrem kleinen Felde ziemlich einärndten; am übrigen Hausbedarf fehlte es auch nicht gänzlich. Allein eines Jahres mißrieth die Frucht, und dazu starb ihr die einzige Kuh, die sie hatte. Da saß sie nun mit ihren fünf Kindern und hatte nichts zu brechen und zu beißen. Darüber wurde sie mißmuthig, und sprach in der Ungeduld ihres Herzens: „Betteln mag ich nicht; Arbeit und Fleiß nützen mich nichts; es wäre mir besser, ich stürbe.“ Als sie nun so mit ihrem Kummer da saß, hörte sie von ferne das Geläute aus dem Dorfe, und das Getön war ihr ganz erquicklich: denn so, dachte sie, wird man mir bald zu Grabe läuten. Darauf trat ihr Töchterlein in die Kammer und sagte: „Mutter, sie läuten im Dorfe; willst du nicht in die Kirche gehen? Ich will das Haus wohl hüten.“ Dieß sagte das gutartige Kind, weil die Mutter alle Sonntage in die Kirche

ging, und fröhlicher heimzukehren pflegte, als sie weggegangen war. Die Mutter dachte bei den Worten des Kindes: „Warum sollt' ich nicht auch heute zur Kirche gehen in den bösen Tagen, bin ich ja doch in den guten hinein gegangen?“ So gieng sie, obgleich mit schwerem Herzen, zur Kirche, und setzte sich hinter einen Pfeiler: denn sie schämte sich ihres Unmuths. Als das Lied anfing, konnte sie kaum mitsingen vor heimlichem Weinen und ihre Thränen kaum verbergen. Der Pfarrer redete von der Liebe und Güte Gottes, und jedes Wort war ihr erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war erweicht vom Unglück und ein wohl bereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Saamen in sich aufnimmt. Als die Kirche aus war, ging sie demüthigen Herzens und getröstet nach Hause, und sagte: „Hab' ich doch das Meinige gethan; so wird ja auch der Vater der Wittwen und Waisen wohl das Seinige thun!“ Und vor Allem war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt wohl zu Herzen gegangen: Durch Stillesëyn und Hoffen werdet ihr stark seyn! „Der Herr,“ sagte sie, „hat meine Thränen gesehen; er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.“

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann aus der Gemeinde in der Kirche die Wittwe mit ihrem Kummer bemerkt. Er hatte gedacht: sie hat ein heimliches Leiden, darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen, wie du. Gleich hatte er sich nach ihr und ihren Umständen erkundigt.

Als nun am Abend die Wittwe mit ihren Kindern beim düstern Lampenscheine saß, und sie sich unter einander trösteten und sich vornahmen, fleißig zu

arbeiten, sagte die Mutter: „So wollen wir erst ein Geißlamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Kuh.“ — So wie sie diese Worte ausgeredet hatte, hörte sie an der Thüre ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde sie wehmüthig, denn das erinnerte sie an ihre verlorne Kuh. Sie erschracken, da es leise an die Thüre klopfte; die Thüre öffnete sich, und es trat ein Mann herein und sagte: „Sehet, ein guter Freund schickt euch diese Kuh und diese Säcke, nebst einem freundlichen Gruß.“ Da erstaunte sie, und ehe sie fragen und danken konnte, war der Mann mit seinem Gefährten schon verschwunden; die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, sie war schwarz und weiß gefleckt, weit schöner, als die verlorne. Jauchzend führten sie die Kinder in den Stall, und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter weinte heimlich. Am andern Tage kam der Geber; ein Maier, selbst zu der Wittwe, und sagte: „Ihr habt gestern in der Kirche dem Herrn eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Dankes schuldig für seinen reichlichen Segen. So seyd so gut und nehmt es ohne Dank an, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke dem Herrn, daß er in der Kirche mein Herz geweckt hat, euch zu helfen.“

Christian.

Christian weinte sehr, als sein Vater gestorben war. Er zählte zwar erst neun Jahre, aber er fühlte doch, wie groß sein Verlust sey. Nun war er ja ganz allein auf der Welt, denn seine Mutter war auch schon seit einigen Jahren todt.

Christians Vater hatte das Weberhandwerk getrieben. Als einem kränklichen Manne ohne Vermögen, ging es ihm oft kümmerlich. Wenn er aber seinem Sohne nicht Geld und Gut hinterlassen konnte, so suchte er ihm desto mehr gute Lehren auf den Weg durchs Leben mitzugeben; und er sprach gar manches erbauliche Wort, wenn er ausruhend hinter dem Weberstuhle saß, oder wenn er auf dem Krankenbette lag; denn er war ein frommer Mann. So sagte er einmal zum Knaben: „Sey getrost: du hast zwei Väter. Der Eine ist zwar nur ein armer schwacher Mensch, der dir wenig helfen kann; aber der Andre ist reich und mächtig; ja ein Herr über alle Herren. — Der kann dich nicht blos glücklich, sondern sogar selig machen. Lies nur fleißig in frommen Büchern, besonders im neuen Testament, und thue das, was dir darin befohlen wird: so lernst du jenen Vater immer besser kennen. Wenn du früh aufwachst und in kindlicher Unschuld deinen Morgensegen betest: so fühlst du des Vaters Gegenwart, und er lächelt dir in der Morgensonne freundlich entgegen; und nach dem Abendsegen drückt er dir sanft die Augen zu und macht es still und finster um dich her, daß du recht gut und ruhig schlafen kannst. Wirst du dann immer thätiger zum

Guten, immer besser und frömmer, so ist er stets bei dir in allen Geschäften, in Freuden und in Schmerzen.«

So liebreich sprach der Weber seinem Christian zu. Darum weinte er nun so sehr, als der abgezehrte bleiche Mann dort im Sarge lag, und die väterlichen Lippen auf immer zugeschlossen hatte. Er schluchzte:

„Ach ich armes, verlassenes Kind! Wer soll mich denn nun erziehen, und wer soll mir Brod schaffen, daß ich nicht Hungers sterbe?«

An den lebendigen Vater, von dem der verstorbene ihm erzählt hatte, dachte er in der großen Betrübniß gar nicht.

Christian hatte einige Vettern im Dorfe. Zwei davon waren reich, und einer war ein armer Taglöhner, der hieß Hans Ehrlich.

Die Reichen kamen ehrenhalber zwar auch mit zum Begräbniß des Webers; aber als die Rede davon ging: »wer denn nun den kleinen Christian zu sich nehmen solle?« so machten sie allerlei Ausflüchte. Der Müller Martin meinte: „seine zwei Söhne wären gar närrische Jungen, die ihren eignen Kopf hätten, und sich gewiß mit dem Christian nicht gut vertragen würden. Zudem sey eine Mühle kein Aufenthaltsort für einen armen Burschen, der noch viel lernen müsse. Das Klappern seiner drei Mühlgänge würde ihm nur den Kopf wüst machen, weil er nicht daran gewöhnt sey.«

Der Pachter Hartreich dagegen versicherte: „daß er den armen Jungen herzlich gerne zu sich nehmen würde; allein er habe immer gar zu viel auf dem Felde zu thun; unterdessen könnte Christian daheim schlimme Händel anfangen, und das wäre gegen sein Gewissen.«

Da stand der Taglöhner Hans Ehrlich von der Bank auf und sagte: „Nun in Gottes Namen! Ich habe zwar weder Geld noch Gut, sondern Schulden auf meinem Häuslein, vom Vater her, der es nach dem Brande mit Mühe wieder aufbaute. Es geht mir ein wenig knapp: aber komm nur, armer Schelm! Wir wollen's mit Gottes Hilfe doch wohl durchsetzen."

Der ehrwürdige Pfarrer Wahrmuth, der sich auch im Trauerhause eingefunden hatte, trat herzu, und reichte dem Hans Ehrlich die Hand, und sagte: „Gott gebe seinen Segen dazu! Es wird euch nimmermehr gereuen, was ihr da thut; denn ihr wißt ja wohl wer gesagt hat: Was ihr thut an dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!"

So gieng Christian nach dem Begräbnisse mit Hans Ehrlich heim, und weinte im Anfang viel; nach und nach wurde er aber doch wieder vergnügt, und war brav und fleißig in der Schule und auch daheim.

Der gute Pflegevater verrichtete viele und schwere Handarbeiten, denn er war sehr gesund und stark von Körper. Im ganzen Dorf konnte Keiner so gut mit der Holzaxt, mit der Säge, mit dem Handbeil, mit der Sense und mit dem Dreschflegel umgehen. Als nun Christian mehr heranwuchs, sollte er ihm mit an die Hand gehen im Wald, im Feld und in der Scheune. Aber da mußte denn Hans Ehrlich oft mit dem Kopf schütteln, wenn er sah, daß es mit dem Christian gar nicht recht vorwärts wollte. Er hatte zu vielen Handarbeiten kein Geschick und wurde zu bald müde, denn er war von zartem Körperbau, ob er sich gleich sonst gesund fühlte.

Je bedenklicher Hans Ehrlich mit dem Kopf schüt-

telte, wenn er dem Christian ein Beil, ein Schneidemesser, eine Säge und anderes Handwerkszeug in die Hand gab, desto zufriedener nickte er, wenn ihm Abends der Knabe etwas aus einem Buche vorlas, oder daraus erzählte: denn er hatte eine große Lust an Büchern, und wenn er Wörter und Ausdrücke fand, die er nicht verstand, so schrieb er sich dieselben auf, und fragte den Schullehrer. Dieser war auch stets mit seinem Schüler sehr zufrieden. Legte er zuweilen den Kindern eine schwere Frage vor, so daß eine allgemeine Stille entstand, und keines antwortete: so hieß es am Ende gewöhnlich: „Nun Christian, was meinst du dazu?“ Und Christian stand bescheiden auf, um seine Meinung zu sagen, und fast immer kam etwas Gescheides heraus, wenn er auch gerade das Rechte nicht jedesmal traf. Der Pfarrer Wahrmuth besuchte manchmal seinen braven Nachbar Hans, denn er schätzte ihn wegen seiner großen Treue, Aemsigkeit und Geschicklichkeit in allen Geschäften. Als er nun den Pflegsohn Christian fast immer über den Büchern antraf, sagte er einmal: „Es ist wohl gut, wenn man gern in Büchern liest; man kann vielerlei daraus lernen, aber gar mancherlei lernt man auch nicht daraus. Die bloßen Buchmänner gerathen oft in Verlegenheit, wenn es zur Anwendung auf das Leben kommt. So wie ein Buch mehr als eine Seite hat, die man durchliest, so hat auch die Welt und das Leben gar viele Seiten, die man betrachten, und worüber man nachdenken lernen muß. Auch die Natur ist ein großes herrliches Buch, das aufgeschlagen vor uns da liegt und das Gott selbst zum Verfasser hat. Wohl dem, der mit Verstand darin lesen lernt.“

Das war ein wichtiges Wort für unsern Christian! — Nun fing er an, seine Aufmerksamkeit nicht blos auf die todten Buchstaben, sondern auch auf die lebendigen im großen Buche der Natur zu richten, und fand bald ein ungemeines Vergnügen daran. Ging er mit seinem Pflegvater in den Wald oder auf's Feld, so suchte er nach der Arbeit allerlei Pflanzen und Insekten auf, betrachtete und beobachtete sie, um ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, ihre mannichfaltige Schönheit und Geschicklichkeit kennen zu lernen. Der Gärtner eines benachbarten Gutes zeigte sich ihm hierbei sehr gefällig, nannte ihm viele Pflanzen und Thiernamen, und wußte allerlei Merkwürdiges von ihnen zu erzählen. Da Christian bei diesen Besuchen des Gärtners viele lateinische Pflanzennamen hörte, so erwachte die Lust in ihm, jene uralte weltberühmte Sprache zu erlernen, und der Pfarrer Wahrmuth ließ sich bereitwillig finden, ihn in den Anfangsgründen zu unterrichten.

Christians Begierde, sich mit Naturgegenständen bekannt zu machen, nahm immer mehr zu; und sie blieb nicht blos an der Erde haften, sondern richtete sich auch zum blauen Himmel hinauf. Oft wenn er Abends mit seinem ausruhenden Pflegevater auf der Bank vor der Hausthüre saß, machte er sich allerlei Gedanken und Vorstellungen von den Sternen, die dort oben so herrlich schimmerten. Er entdeckte bald, daß ein großer Unterschied unter ihnen sey, theils in dem Glanz und in der Größe; theils auch in ihrer Stellung gegen einander, und in ihrem Lauf über das Himmelsgewölbe hin. Den glänzendsten und schönsten Sternen gab er besondere Namen. So z. B. nannte

er Eines von diesen Himmelslichtern, wegen seines röthlichen Schimmers das Goldsternchen; zwei andere, die immer zusammen auf und untergingen, nannte er die beiden Brüder; fünf hellen Sternen, welche in dem weißen Streif glänzen, der über den ganzen Himmel hinläuft, gab er den Namen das lateinische W; vier andere prächtige Sterne, in deren Mitte drei kleinere in gerader Linie stehen, recht, als ob man sie mit dem Zirkel abgemessen hätte, nannte er die Himmelstafel. So ordnete er sich viele Sterne unter gewisse Bilder, und es machte ihm ein großes Vergnügen, wenn er ausrufen konnte: „Seht, Vater! dort kommen die zwei Brüder hinter dem Alsbacher Berge herauf!“ oder: „Mein Goldsternchen guckt jetzt auf den Auenthaler Kirchthurm herab;“ oder: „Der liebe Gott hat seine Himmelstafel schon herausgehängt.“ — Daß manche dieser Sterne ihre Stellung gegen einander nicht verließen, andere aber bald früher oder später, bald gar nicht aufgingen, und immer ihren Ort veränderten, fiel ihm zwar auf, aber er konnte sich die Ursache dieser Verschiedenheit nicht erklären. Da sagte ihm der Schullehrer, daß jene Sterne, die ihre Stellung gegen einander immer beibehielten, Fixsterne genannt würden; die andern aber Planeten. Wie es eigentlich zuging, daß von den letztern in manchen Nächten mehrere zugleich erscheinen, in anderen nur Einige sichtbar waren, das wußte er dem Knaben freilich selbst nicht ganz genau zu erklären, da er keine Gelegenheit gehabt hatte, die Sternkunde zu erlernen. Christian hatte sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, und es fragte sich nun ernstlich, welchen Stand und welches Gewerbe er zu seinem künftigen Fortkommen erwählen sollte?

An einem Sonntage hatte Hans Ehrlich nach dem nachmittägigen Gottesdienste lange an der Kirchthüre beim Pfarrer Wahrmuth im eifrigen Gespräche gestanden, und als er nach Hause kam, setzte er sich gedankenvoll hinter den Tisch. In der That hatte er etwas sehr wichtiges zu überlegen, denn es betraf den ganzen künftigen Lebensgang seines Pflegesohns, der ihm längst so lieb, wie ein eigenes Kind, geworden war. Als der gute Hans endlich zu einem festen Entschluß gelangte, rief er Christian vom Boden herab, wo er gerade beschäftigt war, eine Spinne zu beobachten, die mit großer Kunst ein Gewebe zwischen zwei Balken ausspannte. Der Knabe kam eilig auf den Ruf, und trat ehrerbietig vor seinen Pflegevater hin, um sein Verlangen zu hören.

»Sohn!« hob dieser an, »mir gehen jetzt mancherlei Gedanken im Kopfe herum, und ich habe heute auch schon dem Herrn Pfarrer mein Anliegen vorgetragen. Zwar bin ich wohl mit dir zufrieden, Christian, denn du hast dich immer fleißig und kindlich betragen; aber das muß ich dir dennoch gestehen, daß du schwerlich mit meiner Arbeit ordentlich durch die Welt kommen wirst; und es braucht dir das auch weiter nicht leid zu thun. Hat doch der liebe Gott, wie du mir neulich zeigtest, auch nicht ein einziges Baumblättlein gerade so, wie das andere geschaffen; wie sollten denn alle Menschen in Geschick und Fähigkeit einander gleich seyn! Es muß ihrer von gar verschiedenen Ständen und Handthierungen geben, darum ist jedem seine besondere Gabe zugetheilt. Einer arbeitet gut und tüchtig mit den Händen, ein Anderer mit dem Kopfe; und keiner kann den andern entbeh-

ren. Was meinst du, mein Sohn, wenn wir morgen in die Stadt zum Schuldirektor gingen, und ihm den Brief überbrächten, den uns der Herr Pfarrer mitgeben, und worin er ihn bitten will, dich unter die Schüler aufzunehmen. An der nothdürftigen Unterstützung, meint er, werde es wohl nicht mangeln, und es sey schon aus manchem armen Knaben ein tüchtiger Mann geworden.«

Christian wurde blutroth im Gesicht, und konnte nicht gleich antworten. Dann aber fiel er seinem Vater um den Hals und vergoß Freudenthränen, und als er vor Rührung zum Worte kommen konnte, waren es lauter Ausdrücke kindlicher Dankbarkeit. Ein eben so dankbares Herz trug er auch hinüber zum ehrwürdigen Pfarrherrn, der ihm den versprochenen Empfehlungsbrief einhändigte und mit einem Geschenke begleitete, auch seine frommen Segenswünsche für die neue Laufbahn mitgab. Ein solches Glück hatte der gute Christian niemals zu hoffen gewagt, und die Aussicht, sich nun mit ganzer Seele zu den Wissenschaften wenden zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken.

Am andern Morgen zog Hans Ehrlich seinen Sonntagsrock wieder an, und wanderte in der Frühe mit Christian durch den schönen frischen Wald hindurch, in welchem alle Vögel jubilirten, der Stadt im Thale zu.

Der Schuldirektor war schon recht freundlich geworden, als er den Brief seines alten Freundes Wahrmuth gelesen hatte; und als er den Christian genauer in's Auge faßte und ihm allerlei Fragen zur Beantwortung vorlegte, wurde er noch freundlicher. Nach

kurzer Unterhaltung erbot er sich, sogleich von heute an den neuen Schüler ohne Bezahlung in sein Haus zu nehmen. Der Pflegevater, der ihm, seiner Treuherzigkeit und seines geraden, richtigen Verstandes wegen, ebenfalls wohlgefiel, mußte bei ihm zum Mittagsessen bleiben, und saß an seiner Seite, wie ein vornehmer Gast. Als aber der Abend hereinbrach, packte der gute Mann sein Ränzlein aus, worin einige Kleidungsstücke für Christian befindlich waren, dabei wischte er sich heimlich oft die Augen. Christian auch, denn der Abschied that Beiden weh. Daß der neue Stadtschüler künftig leicht am Sonnabend nach dem lieben Dörfchen heimwandern konnte, das war doch ein großer Trost!

Der Schuldirektor wußte die Kräfte und Fähigkeiten eines jungen Menschen schnell und richtig zu beurtheilen; er setzte daher unsern Christian in eine Klasse, die zwar seinem Alter, aber nicht ganz seinen mangelhaften Kenntnissen angemessen schien. „Für den ist mir nicht bange," sagte der würdige Schulmann, „der hilft sich schon selbst nach!" Er hatte sich in diesem günstigen Urtheile nicht betrogen. Christian war ämsig, und alle Tage früh an der Arbeit, wie eine Ameise im Sommer; er trug sich so begierig die süße Geistesnahrung ein, wie ein Bienchen den Honig, und war dabei vergnügt und gesund, wie ein Waldvögelein. Anfangs lächelten zwar viele Mitschüler über seine noch ziemlich unbeholfenen Arbeiten; aber nach einigen Jahren sah es schon ganz anders aus, und Mancher, der früherhin ein schiefes Maul über ihn gezogen hatte, kam jetzt und erholte sich Raths bei ihm über die und jene Aufgabe und Ausarbeitung.

Zur Erholung nach der Wochenarbeit wurde während der guten Jahreszeit gewöhnlich am Sonntage des wackern Ehrlichs kleines Häuschen und des Pfarrers Wahrmuths Kirche besucht. Beide unterstützten ihn, jeder nach seinen Kräften; und es fanden sich bald noch einige andere Wohlthäter ein: denn Fleiß und gutes Betragen erwirbt überall Gönner und Freunde. Jener Segen, an dem alles gelegen ist, pfleget dann auch nicht zu mangeln.

Durch die besten Zeugnisse ermuntert und belohnt, zog endlich Christian als ein kräftiger, blühender und wohlgebildeter Jüngling nach der hohen Schule, um sich zum Stande eines Pfarrers, und zwar recht nach dem Vorbilde des verehrten Wahrmuths, vorzubereiten. Dem guten Hans Ehrlich merkte man es an, wie wohl es ihm that, sagen zu können: „Mein Sohn, der Student.“

Das Leben eines Studierenden pflegt, wenn es rechter Art ist, sehr einfach zu seyn. Es ist mehr auf das Innere gerichtet; je stiller und besonnener, desto bildsamer und nützlicher! Wenig wäre daher von Christians Begebenheiten zu erzählen; vielmehr werden wir bald seine kleine Geschichte eben so einfach beschließen können, als wir sie begonnen haben; und das freut uns für ihn! Denn die glücklichsten und ruhigsten Menschen sind immer die, in deren Leben sich kein häufiger Wechsel von auffallenden Schicksalen findet.

Schon über sechs Jahre waren verflossen, seit Christian die hohe Schule bezog. Auch als er sie längst wieder verlassen, hörte er nicht auf, sich zu seinem künftigen Stande würdig vorzubereiten. Seiner großen Liebe zur Naturkunde blieb er treu. In einem

fremden Lande, wo ihm eine Stelle als Hauslehrer übertragen wurde, und späterhin, als er seinen Zögling auf weiten Reisen begleitete, fand er vielfältige Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse in einer Wissenschaft, die dem so sehr zu statten kommt, der einmal über die Worte zu predigen gedenkt: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel ꝛc.“

Im kleinen Dörfchen, wo seine Wohlthäter, Ehrlich und Wahrmuth, wohnten, hatte sich in dieser Zeit nicht viel verändert; nur merkten Beide, daß sie mit jedem Jahre tiefer in das Alter hineinrückten. Leider wurde diese Erfahrung dem braven Hans durch einen besondern Umstand fühlbarer. Vor längerer Zeit hatte er nämlich beim Holzfällen eine Quetschung am Arm erlitten, deren Folgen anfangs unbedeutend schienen, allmählig aber ihm doch hinderlich in seinen Geschäften wurden. Wenn der brave Arbeiter sich sonst auch noch rüstig genug fühlte, so mußte er doch jetzt gar manches Geschäft unterlassen, das er früherhin mit Leichtigkeit verrichtete. So geschah es dann wohl, daß er manchmal vor seiner Hütte saß, den grau werdenden Kopf in die Hand stützte und seufzend dachte: „Ach! wäre doch mein Christian bei mir!“

Eines Abends war er auch mit dessen Andenken beschäftigt, und darüber ganz traurig geworden, denn seit vielen Monaten fehlten alle Nachrichten vom lieben Pflegesohn, weil derselbe gerade auf einer weiten Reise begriffen war. Da rollte eine Kutsche den Alsbacher Berg herunter, und hielt nicht weit von Ehrlichs Wohnung still. Er dachte, die Herrschaften würden sich bei ihm nach der Lage des Gasthofes erkundigen wollen, und trat herzu, um die nöthige Aus-

kunft zu geben; aber die Schlagthüre ging auf, und ein hübscher schon etwas ältlicher Herr trat ihm entgegen, und reichte ihm freundlich die Hand, und ehe er noch nach dem Namen des Fremden fragen konnte, lag plötzlich ein junger Mann, der nach jenem aus dem Wagen sprang, in seinen Armen. — Es war — Christian!

Der fremde Herr war der Besitzer jenes Gutes, bei dessen Gärtner Christian als Knabe Unterricht in der Pflanzenkunde empfing. Damals hatte ihn der reiche Gutsbesitzer manchmal mit Wohlgefallen betrachtet, und sich wohl auch zuweilen mit dem muntern, verständigen Knaben unterhalten. In der Folge war indeß der Kleine, — wie es denn bei vornehmen Weltleuten leicht zu geschehen pflegt, — in Vergessenheit gerathen. Da traf es sich, daß er ihm auf seinen Reisen wieder begegnete; und ein großer Dienst, den ihm der junge, muthvolle Mann bei einer Lebensgefahr in den Schnee-Gebirgen der Schweiz leistete, erfüllte ihn mit Dankbarkeit. Nun aber mußte es sich schicken, daß gerade die Pfarrstelle seines Dörfchens zu besetzen war, und Christian schien auf alle Weise der rechte Mann dafür zu seyn. Bald hatte der Gutsherr bei der Landesobrigkeit bewirkt, daß sein junger Freund zu der erledigten Stelle ernannt wurde, und jetzt erst machte er diesem sein Glück bekannt. Welch eine frohe Heimreise war nun dem jungen Pfarrer beschieden, und welche unaussprechliche Freude erwachte im Herzen des Vaters, als der Fremde ihm mit den Worten die Hand schüttelte:

„Habt Dank, braver Mann! Ihr habt einen wackern Sohn erzogen, dem ich mein Leben schuldig bin.

Er soll künftig mein Freund und Pfarrer zu Alsbach seyn. Ihr aber wohnet mit ihm bei mir, und genießet kindlicher Pflege in Eurem ehrenvollen Alter.«

Hans Ehrlich konnte lange kein Wort hervorbringen vor Freude, Rührung und Dankbarkeit. Aber als er wieder reden konnte, war das erste Wort: „Ach, wenn es doch geschwind unser Herr Pfarrer Wahrmuth wüßte!« Doch Christian hatte sich schon auf den Weg gemacht, und schritt eilig den Kirchberg hinauf nach Wahrmuths Wohnung zu. Der ehrwürdige Greis kam bald selbst mit ihm zurück, und nun erst war die Freude vollkommen, da sie durch die frommen Worte und Segnungen des Pfarrherrn geweiht und geheiligt wurde.

So lebten in der Folge diese trefflichen Menschen in seligem Frieden und nützlicher Geschäftigkeit bei einander. Hans Ehrlich konnte die Aufsicht über die Arbeiter des Guts führen, woran ihn sein steifer Arm nicht hinderte; der Herr selbst entzog sich dem Geräusch der großen Welt ganz, und lebte nur für das Glück und die Veredlung seiner Gutsunterthanen; der junge Pfarrer predigte, allgemein beliebt, seinen theuern Zuhörern den Gott der Weisheit, Allmacht und Güte aus demüthigem reinem Herzen, und ward nach einigen Jahren ein glücklicher Familienvater. Der alte Wahrmuth aber wurde oft in dem Staatswagen des Gutsherrn hinüber nach Alsbach geholt, um ihr Glück zu theilen, und es durch seine verständigen Reden und Erfahrungen zu erhöhen.

Einmal, als sie mit einander an einem heitern Abend im Schloßgarten saßen, und „die beiden Brüder« am Himmel heraufstiegen, auch „das lateinische

W« bereits herrlich zu schimmern anfing, bewegte sie Alle eine große Rührung. Sie empfanden, daß für fromme Menschen diese Erde auch schon eine Art von Himmel sey. Besonders fühlte Hans Ehrlich das große, ihm von Gott bescheerte Glück recht in der Tiefe seines redlichen Gemüthes. Dann sagte er lächelnd: „Es ist wahr, Hans Ehrlich kann jetzt seinen Christian nicht entbehren; aber es gab eine Zeit, wo Christian den Hans Ehrlich auch nicht entbehren konnte.« Und als dieser in den kindlichsten Dank gegen seinen Wohlthäter ausbrechen wollte, sprach der Gutsherr mit gerührter Stimme: „Stehe doch Jeder an seinem Platze, und verrichte treulich das Werk, wozu er berufen ist, dann kann er getrost der Zukunft entgegen gehen; sein Lohn findet sich von selbst. Wir alle, wie wir hier versammelt sind, konnten einander nicht entbehren, und möchten doch nur alle Mitglieder meiner lieben Dorfgemeinde immer eben so zu einander sagen!«

Wahrmuth, der ehrwürdige Greis, war an diesem schönen Abend stiller als sonst, denn er glaubte aus manchen Zeichen sein nahes Hinscheiden zu ahnen; darum glänzte eine Thräne in seinem Auge, als die Drei sich so mit einander über Vergangenheit und Zukunft unterhielten. Er blickte, wie verklärt zum prachtvollen Sternenhimmel hinauf, zog sein schwarzes Sammtkäpplein ab, und sprach mit großer Würde und Andacht, nicht anders, als ob er vor dem Altar stünde:

„Gott allein die Ehre!«

Der Abgrund.

1.

In einer tief dunkeln Sommernacht des Jahres 1134, in dem südlichen Theile des apenninischen Gebirges, welcher die Halbinsel Calabrien bildet, funkelte das prächtige, aus Marmor erbaute Schloß des alten Marchese Conati in verschwenderischer Beleuchtung. Rauschende Musik von Trompeten und Pauken erfüllte den großen, gewölbten, reichverzierten Bankettsaal, worin sich die zum Feste geladenenen Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern theils an den köstlichen Speisen und Weinen ergötzten, die in goldenen und silbernen Gefäßen von getriebener Arbeit in Unzahl auf die Tafel gestellt wurden, theils an den Vergnügungen des Tanzes. Die großen Credenztische mit ihren purpurnen, goldverbrämten Thronhimmeln stellten nur einen kleinen Theil des reichen Hausschatzes zur Schau, und dennoch wog ihr Werth so manche Besitzung irgend eines mächtigen Ritters auf, der eine gleiche Pracht nur an königlichen Hoflagern mochte gesehen und bewundert, vielleicht auch beneidet haben.

An Neidern fehlte es auch an diesem Abende nicht, aber unter allen Anwesenden nagte diese häßliche Leidenschaft an keinem Herzen so grimmig, als am Herzen des Marchese Conati. Er war nämlich weder der Eigenthümer des Schlosses und der vielen dazu gehörigen Burgen und Grundbesitzungen, noch all dieser Herrlichkeiten, die hier das staunende Auge kaum genug beschauen konnte, sondern nur der Oheim und

Vormund des jungen, bald achtzehnjährigen Eugenio Conati, dessen tapferer Vater, nach vieljährigen treuen Kriegsdiensten, in einer durch seine Einsicht und Kühnheit entscheidenden Sieges-Schlacht, sein Leben für Roger II., König von Neapel und Sicilien, unter feindlichen Speeren und Schwertern geendet hatte. Der Gram tödtete bald Eugenio's Mutter, und der dankbare Roger belehnte nicht bloß den vierzehnjährigen einzigen Sohn des Helden Conati mit allen dessen Gütern unter der Vormundschaft des Oheims, sondern vermehrte dieselben noch mit königlicher Großmuth; ja, er nahm ihn sogar an seinen Hof, um ihn unter persönlicher Aufsicht in allen Wissenschaften und ritterlichen Uebungen erziehen zu lassen, damit er dereinst auch ein würdiger Erbe der ruhmvollen Vorzüge seines verewigten Vaters werden möge.

Diesen Erwartungen entsprach der hoffnungsvolle Knabe in jeder Beziehung und gewann durch kindliche Liebe das Wohlwollen und Vertrauen Roger's so sehr, daß er ihn, als er fünfzehn Jahre zählte, zu seinem ersten Leibpagen wählte, und ihn auf allen seinen Heereszügen mitnahm. Die Stelle eines Leibpagen war damals eine hohe Auszeichnung; ihm lag es zunächst ob, für die Sicherheit der Person seines Herrn und Gebieters zu wachen, und erst vor Kurzem war es Eugenio gelungen, dem Könige Roger bei einem plötzlichen Ueberfalle durch Kühnheit und Geistesgegenwart das Leben zu retten. Einige Tage darnach sagte der König zu Eugenio: „Du weißt, mein lieber Eugenio, daß ich vor vier Jahren zum König von Apulien, Calabrien und Sicilien mich erklärte, und daß der heilige Vater in Rom, Anaclet II., mich feier-

lich mit diesen Provinzen belehnte; die Zeit ist wieder gekommen, dem Papste einen Zelter und einen Beutel mit Dukaten zur Lehnspflicht zu senden. Ich bin Dein großer Schuldner wegen Rettung meines Lebens; aus Dankbarkeit habe ich Dich auserseheu, mit diesem Auftrage nach Rom zu reisen; zuvor sollst Du von mir den feierlichen Ritterschlag empfangen. Schon muß mein Eilbote bei Deinem Oheime und Vormunde mit der Nachricht angekommen seyn, daß Du am Maria Himmelfahrtstage auf dem Schlosse eintreffen werdest. Von meinem Vorhaben schwieg ich, Du selbst sollst dem Alten diese freudige Botschaft bringen, inzwischen ließ ich ihm nur andeuten, er möge sich bereit halten, nach kurzer Frist die einem Vormunde gebührende Abrechnung über die Verwaltung Deiner Güter mit Dir zu pflegen. Und nun reite mit Gott Deines Weges, lieber Eugenio, und kehre bald wieder zurück!«

Der Jüngling wollte sich dankend auf sein linkes Knie niederlassen; allein der König faßte ihn in seine Arme, und drückte ihn mit väterlicher Liebe an sein Herz. Hierauf zog Eugenio seine prächtigste Rüstung an, bestieg seinen besten Renner, und ritt im schärfsten Trabe dem verhängnißvollen Schlosse zu.

2.

Zur Feier der erwarteten Ankunft Eugenio's hatte der alte schlaue Conati das Festbankett veranstaltet, in der Hoffnung, der König werde diese, seinem Lieblinge gebrachte Huldigung, mit besonderem Wohlgefallen aufnehmen. Hiezu bestimmte ihn aber noch

ein anderer geheimer Grund, die Absicht, jeden Verdacht einer gräßlichen Frevelthat, die sein schwarzes Herz bereits beschlossen hatte, von sich abzuwenden. Eugenio sollte das Schloß nicht mehr lebendig verlassen, gelänge es ihm auch durch einen äußerst unwahrscheinlichen Zufall, den gedungenen Mördern zu entgehen, die seine Habsucht bereits dem Jünglinge in den beiden Engpässen, welche zum Schlosse führten, entgegengesendet.

Mit heuchlerischer Selbstüberwindung suchte Conati die Gefühle zu verhehlen, die zwischen Furcht und Hoffnung ihn folterten. Eugenio wurde bis längstens fünf Uhr Abends erwartet, und schon nahte die Mitternachtstunde. „Vielleicht ist's schon gethan!“ murmelte Conati vor sich hin, im Erker eines Bogenfensters, während hinter ihm die Tanzenden im lustigen Wirbel sich drehten, hinausstarrend in die Ferne, und alle Augenblicke sich bekreuzend, so oft ein flammender Blitz, von gewaltigen Donnerschlägen gefolgt, durch die finstere Gewitternacht zuckte. „Abrechnen! Abrechnen!“ knirschte er zwischen den Zähnen; „die Güter herausgeben, und etwa dann auf irgend einer alten, verfallenen Burg aus Gnaden halb verhungern! Nimmermehr! Er sterbe! So oder so! Es gibt gar viele Pförtlein, die aus dem Leben führen; eine kühne Hand vermag sie leicht zu öffnen. Er sterbe!“

Da schien ein Feuermeer die Schleusen des Himmels durchbrochen zu haben; wie eine gegliederte Riesenkette zischte der glühende Strahl herunter, und alsogleich fiel ein Donnerschlag mit solcher Gewalt, daß die stolze Burg in ihren Grundfesten zu wanken

schien, die Tanzenden entsetzt auseinander fuhren, und die Musiker von ihren Sitzen flohen.

Rasch das Haupt in seinen prächtigen spanischen Mantel hüllend, taumelte Conati an die Wand; doch die Warnung des Himmels drang nicht bis in sein verruchtes Herz.

Die Macht des Gewitters war mit diesem furchtbaren Schlage gebrochen; der Regen stürzte nun in Strömen nieder, die Ballgäste ermuthigten sich wieder gegenseitig; die Musiker begannen wieder ihr Spiel, und Tanzlust beflügelte bald wieder die jungen Füße.

Da schrillten die Töne eines Hüfthornes durch die, gegen die Gewitterschwüle geöffneten Bogenfenster, der Wächter auf dem Thurme gab Antwort. Man hörte die Zugbrücke niederrasseln, und die ehernen Thorflügel in ihren Angeln knarren. Schwer aufathmend rang Conati nach Fassung, gebot den Musikern mit einem Zeichen der Hand Ruhe, und rief laut durch den großen Festsaal: „Gott sey Dank, mein lieber Neffe Eugenio ist angekommen!“

Rasche Tritte nahten sich, die Thüre rauschte auf, Pagen mit Windlichtern traten ein, hinter ihnen Eugenio, der mit dem herzlichen Gruße: „Gott mit Euch, lieber, theurer Oheim!“ in die weit geöffneten Arme Conati's, des Verräthers stürzte.

3.

Eugenio erzählte, daß er in der äußersten Finsterniß den Engpaß verfehlt, sein treues Roß in einer Köhlerhütte zurückgelassen, und, der Richtung des beleuchteten Schlosses folgend, den steilen Berg mit gro-

ßer Mühe erklommen habe. Er bat sodann, vom Regen ganz durchnäßt, sich umkleiden zu dürfen, um an dem Vergnügen des Tanzes Theil nehmen zu können. Conati begleitete ihn, und als Eugenio die Diener entlassen hatte, meldete er seinem Oheime die Huld des Königs und schloß mit den Worten: „Ich war nahe daran, mit meinem Leben meine schöne Zukunft zu verlieren. Als ich die Höhe des Berges erreicht hatte, und dem Schlosse zueilen wollte, beleuchtete ein entsetzlicher Blitzstrahl die ganze Gegend, und den Euch bekannten furchtbaren Abgrund, der nur noch einen Schritt weit von mir entfernt lag, und mich gräßlich angähnte. Dort hinunter fuhr der Blitz, und schien die Felsenwände donnernd in die Tiefe zu schleudern. Schnell wendete ich seitwärts meinen Fuß und sank, unter heißen Thränen Gott für meine wunderbare Rettung dankend, an der Schwelle jenes nahen Bergkegels nieder, auf dessen Nebenspitze mein seliger Vater, zur gemeinsamen Andacht aller Gläubigen, die es erblicken, einst ein großes eisernes Kreuz hatte errichten lassen. Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt! O lieber Oheim, möget Ihr fortan mein Vater bleiben und mich leiten auf den Pfaden meines Lebens, und Alles, was mein ist, auch als Euer Eigenthum betrachten!

Mit verstellter Rührung umarmte Conati, der Judas, den guten Jüngling, und schwur bei der Asche seines eigenen Bruders, des Vaters Eugenios, wie ein zweiter Vater ihn zu lieben.

In den Saal zurückgekehrt, empfing Eugenio die Glückwünsche aller Gäste, denen Conati mit erheuchelter Freude Roger's Beschlüsse laut verkündete,

und tanzte noch eine Stunde, wornach alle Anwesenden sich zur Ruhe begaben, um sich durch süßen Schlummer neue Kräfte zu der großen Eberjagd am nächsten Tage zu stärken.

Nur Conati konnte nicht schlafen; aber sein teuflischer Plan war zur Reife gediehen, als mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Jagdhörner und Rüdengebell in den geräumigen Höfen des Schlosses die Träumenden mahnte, zum Morgenimbiß zu eilen, und dann dem lärmenden Zuge in die dichten Wälder sich anzuschließen.

4.

Die Jagd fiel glücklich aus. Eugenio hatte bereits vier Eber erlegt; in dem Augenblicke, als er sich bei dem dritten bückte, um ihn vollends zu tödten, schwirrte ein Pfeil über ihn weg; lächelnd schaute er nach dem unbehilflichen Schützen um, ohne ihn zu gewahren, während der Oheim, welcher nie von seiner Seite wich, mit finsterm Schweigen sich in die Lippen biß. Bald darauf schleuderte Eugenio einen Jagdspeer nach einem gewaltigen Keuler, und traf denselben in die Weiche, aber wegen der weiten Ferne in schräger Richtung und nicht tief genug, so daß er sammt dem Speere in mächtigen Sätzen entsprang. Eugenio und sein Oheim bestiegen schnell ihre Renner, dem Ungethüme nach, das endlich vor Schmerz und Wuth sich in den Abgrund stürzte.

Oheim und Neffe, vor deren Augen das Thier in die Tiefe verschwand, waren rasch von ihren Rossen gesprungen, und Eugenio rannte bis zum jähen

Absturz, wo er, in gebückter Stellung, nur noch das Krachen des Jagdspeeres hörte, der an den Felsenvorsprüngen zerschellte, aber keinen dumpfen Schlag, der ihm das Ende des Sturzes verrathen hätte.

Eben lehnte sich Eugenio zurück, um dem eilig herbeigeschrittenen Oheime seine Beobachtung mitzutheilen, als ihm dieser rückwärts mit geballter Faust einen so heftigen Stoß versetzte, daß er umschlug; das Barett fiel ihm vom Haupte; der Unterleib glitt über den Rand des Abgrundes; da erfaßte er noch ein zähes Zwerggewächs, wie man es im Gebirge zu finden pflegt, krampfhaft mit der linken Hand, streckte die rechte empor, blickte mit kindlicher Bekümmerniß in die wild rollenden Augen des mordsüchtigen Ungeheuers, aus dessen scheußlichen Zügen der Grimm eines Teufels blitzte, und rief mit rührender Stimme: „Um Gottes Willen, Oheim! was hab' ich Euch gethan?“

Unerbittlich, und ohne ein Wort zu erwiedern, stieß Conati mit seinem rechten Fuße so lähmend gegen die linke Hand Eugenio's, daß ihr das rettende Gewächs entwich, und der arme Jüngling glitt mit einem dumpfen Seufzer, und mit dem letzten Flehen eines Sterbenden: „Gott, erbarme Dich meiner!“ in das Bodenlose hinunter. —

Aengstlich lauschte der alte Tieger, ob sich nichts mehr im Abgrunde rege, dann richtete er sich mit höhnischer Schadenfreude empor, und stammelte leise: „Jetzt bin ich Herr! Wir haben abgerechnet!“ Nun warf er sich auf's Roß, sprengte nach dem Sammelplatze, ließ zum Aufbruche blasen, und geberdete sich vor den Jagdgefährten, denen er das Mährchen auf-

bürdete: Eugenio sey in allzueifriger Verfolgung eines angeschossenen Keulers in den Abgrund gestürzt, wie ein über dieses schreckliche Unglück Verzweifelnder. „Die Rosse vor! Augenblicklich!“ schrie er wie wahnsinnig. „Mein ganzes Gefolge soll aufsitzen, mir nach, damit ich dem Könige Roger persönlich den schmerzlichen Verlust melde, den wir beide durch den beweinenswerthen Tod dieses hoffnungsvollen Jünglings erlitten haben. O könnte ich ihm mit dem Opfer der Spannezeit, die mir noch zugemessen ist, sein junges Leben erkaufen!“

Eine Stunde später trabte Conati mit zahlreicher und glänzender Begleitung auf dem Wege zur königlichen Stadt Neapel.

5.

Vierzehn Tage waren verflossen. Roger saß, inmitten der Großen seines Reiches, mit der Trauer eines zärtlich liebenden Vaters, der sein einziges Kind verloren, bei dem festlichen Abschiedsmahle, welches er dem Oheime und Vormunde seines unvergeßlichen Eugenio's zu Ehren veranstaltet hatte. Gegen das Ende des Mahles ergriff Roger einen vollen Becher und rief, sich von seinem Sitze erhebend: „Dem Andenken meines Eugenio!“ Die Stimme brach ihm, Thränen rollten in die Gluth des edlen Weines, und alle Gäste, mit ihnen Conati, leerten ihre Becher unter Trompeten- und Pauckenschall.

Da stürzte athemlos, durch das an den offenen Thüren gaffende Volk, ein schöner Jüngling mit flatternden Goldlocken in den Saal, zu des Königs Fü-

ßen, die er umklammerte, mit dem Aufschrei des Herzens: „Roger, mein König!“ Ein Strom von Freudenthränen brach aus den blauen Augen hervor, so daß er kein Wort mehr sprechen konnte.

„Eugenio!“ rief der König, von Staunen ergriffen, und bei dem Laute dieses Wortes fiel Conati, wie vom Blitze getroffen, gleich einer Leiche zu Boden. „Hilfe! Hilfe!“ hieß es von allen Seiten, „die Freude tödtet den Oheim!“

Die Todesangst, nun durch eine öffentliche Anklage seine Frevelthat entdeckt, und ein blutiges Urtheil hören zu müssen, brachte Conati, der seine ganze rechte Seite gelähmt fühlte, — die bei dem Verbrechen thätig gewesen, — bald wieder zur Besinnung. Von Roger aufgefordert, begann Eugenio die Erzählung seiner wunderbaren Rettung.

„Ihr werdet Euch erinnern, lieber Oheim,“ — bei diesen Worten des Trostes regte sich die Hoffnung wieder in Conati's Herzen, — „daß in der Nacht meiner Ankunft im Schlosse ein schrecklicher Blitzstrahl in den Abgrund fuhr, dieser schmetterte einen breitästigen Baum, welcher in einer Felsenspalte, vielleicht vier Klafter tief, wurzelte, quer hinüber zur andern Steinwand; im unvorsichtigen Sturze blieb ich an einem Aste dieses Baumes hängen, um welchen sich die Damascenerkette meines Wehrgehänges geschlungen hatte. Durch die Heftigkeit, womit ich auf den Baum fiel, wurde ich betäubt, und schwebte so bewußtlos über der grauenhaften Tiefe.“

„Nach einiger Zeit hörte ich Stimmen am Rande des Abgrundes, die sich über das Auffinden meiner Leiche beriethen; einstimmig wurde dieß für unmöglich

gehalten; ich aber war eines jeden Lautes unfähig; auf Gott und die heilige Jungfrau vertrauend, hörte ich, wie sie bedauernd sich entfernten. Immer mehr kehrte meine Besinnung zurück. Plötzlich vernahm ich den wiederholten Ruf: „Eugenio! Eugenio!“ Ich gab Antwort, und ein lautes Freudengeschrei erhob sich. Der Köhler war's mit seinen Knechten, dem ich meinen Renner übergeben, als ich zu Fuß empor zum Schlosse drang. Sie befestigten Stricke an den Randbäumen des Abgrundes, ließen sich bis zu mir hinunter, löseten mein Wehrgehänge vom Aste, und brachten mich so an das Licht des Tages hinauf. In des Köhlers Hütte, wohin sie mich trugen, heilte ein kräuterkundiger Einsiedler meine Wunden; ich gebot Schweigen, als man mir sagte, daß mein lieber Oheim im höchsten Schmerze über meinen Verlust nach Neapel gereiset sey. Hier wollte ich überraschend erscheinen; Euch aber, theurer Oheim, bitte ich wegen des Kummers, den ich Euch gemacht habe, um Verzeihung. Zürnet mir nicht!“

Alle Anwesenden dankten Gott für die glückliche wunderbare Rettung Eugenio's, aber Conati, von diesem Ereignisse erschüttert, fühlte, daß sein Zustand sich verschlimmere; er ließ sich in sein Gemach bringen und erbat sich die priesterliche Tröstung der Religion, indem er diese Nacht schwerlich zu überleben glaube. Ein griechischer Arzt erklärte, die Lähmung schreite gegen die edleren Theile des Leibes vor, und wenig Hoffnung zur Genesung sey noch übrig.

Conati legte dem Priester ein reumüthiges Geständniß ab und erflehte die Verzeihung Eugenio's für den verbrecherischen Mordversuch, wozu ihn Hab-

sucht verblendet habe, indem er zugleich den innigsten Dank für seine großmüthige Schonung ausdrückte. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Oheims, der noch mit dem Könige allein zu sprechen wünschte, schied Eugenio weinend von dem Alten, als König Roger in das Gemach trat; außer dem Priester durfte Niemand gegenwärtig seyn. Noch in derselben Nacht verschied Conati.

6.

Am andern Morgen ertheilte Roger dem edlen Jünglinge Eugenio in der Hauptkirche zu Neapel feierlich den Ritterschlag. Als sich der junge Ritter nach dem Hochamte dem Könige nahte, um für diese Auszeichnung zu danken, sprach Roger mit dem Blicke der Bewunderung und Liebe:

Großmüthiger Eugenio; ich weiß Alles; Du verstehst mich. Würdig bist Du meiner väterlichen Liebe, würdig der tugendhaftesten Dame meines Königreichs, wähle sie nach Deinem Herzen, und sollte ihren stolzen Eltern Dein Herz allein nicht genügen, das reinste und edelste, das je in der Brust eines Ritters und wahren Christen geschlagen; sollten sie auch noch fragen, eingedenk ihrer fürstlichen Ahnen, ob Du ihrer Tochter ebenbürtig seyest, so antworte in meinem königlichen Namen: „„Ich bin der Herzog von Calabrien.““

Der arme Flor.

An einem schönen Nachmittage um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter gelb werden, und bei dem geringsten Lüftchen knisternd von den Bäumen rieseln, wenn alle Getraidefelder kahl sind, die Kühe in kleinen Heerden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen schiefen langen Schatten über die Gefilde hinwirft; kam der arme Flor, ein Knabe von zehn Jahren, einen einsamen Fußpfad den Berg herabgegangen. Er war barfuß, seine schwarzbraunen Füße, mit einer dicken Schwiele überzogen, hatten sich gewöhnt, ohne Verletzung auf scharfen Steinen hinzugehen; seine Haut war durch Kälte, Sonnenschein, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Dornen und Disteln am Wege nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen kleinen Hemdchen und mit erbettelten leinenen gelappten Kleidern behangen; seinen runden, vollwangigen, schöngelockten Kopf bedeckte ein zerrissener, von Alter grau gewordener, großer Hut, durch dessen Spalten die weißlichen Haare häufig hervorquollen, an seiner Seite hing sein Brodsack, und in der Hand hatte er einen starken haselnen Stock, die feindseligen Hunde damit abzuwehren.

Sowie er den Fußpfad schief den Berg herabkam, sah er vor sich eine schöne Wiese, und jenseits der Wiese einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch empor stieg; rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenstück, welches rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem

alte Lumpen hingen, die, wenn sie der Wind bewegte, das Wild zu verscheuchen bestimmt waren. Der arme Flor eilte hin in die Wiese an den Bach, legte sich, trank, und setzte sich neben einen Erlenstrauch auf den Rasen hin; er war hungrig, daher machte er seinen Sack auf, und als er nur Krumen und ein paar trockene Bissen Brodes fand, gingen ihm seine hellen blauen Augen über, und die Thränen floßen ihm häufig die braunen Wangen herunter; er seufzte tief und sagte bei sich selbst: „O! meine liebe Mutter, nun hab' ich dich nicht mehr!“ — Er weinte laut; — „immer hattest du Brod, und wenn mein Sack leer war, so gabst du mir von dem deinen; — jetzt bin ich oft hungerig nnd dann hab' ich nicht viel.“ Er sah wieder in den Sack in alle Ecken, las alle Brocken zusammen und aß sie. Nun fuhr er wieder fort: „O! liebe Mutter! wenn du nur nicht gestorben wärest! dein armer Flor geht nun in der Welt allein betteln, wie ein armes Küchlein, das seine Gluckhenne verloren hat, umhergeht und kläglich pippt. — Du sagtest mir oft, unser Herr Gott habe alle Menschen lieb, er sähe sie alle, wenn sie ihn auch nicht sähen, und wenn man auch vor ihm bettelte, so sey er gut und gebe einem oft etwas. Nun lieber Gott, ich will auch an deiner Thüre betteln, du mußt wohl reich und groß seyn, weil du den Himmel, die Sonne und alles gemacht hast, gieb mir doch diese Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht so frieren muß. Gieb doch dem armen Flor etwas!“ Nun weinte er wieder. — „O! liebe Mutter! aber sie ist nun todt, und ich sehe sie nicht wieder, und so eine Mutter bekomme ich in meinem Leben nicht wieder.“ —

So klagte er, dann fiel ihm ein, er habe gesehen, daß die Leute schwarze Kleider haben, schwarzes Zeuch auf dem Hut tragen, wenn ihnen jemand gestorben ist; und daß andere Leute, wenn sie das sehen, traurig werden und Mitleiden mit denen haben, die solche Kleider tragen; aber der arme Flor hatte nichts!

Indem er so bei sich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, er bekam Lust, rohe Rüben zu essen; aber seine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu stehlen. Indessen kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Flor machte sich nun auf, und wanderte zu dem Mädchen hin. Es war ein Bauernmädchen, auch etwa zehn Jahre alt; sie weidete ihre Ziege ruhig, und ließ den Knaben sich ihr nahen, ohne ihn zu fürchten.

„Mädchen!“ fing er an, „ich möchte gern ein paar Rüben essen, aber ich darf nicht, gehören sie euch zu?“

„Ja! wo bist du her?“

„Lieber Gott! ich habe keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heiße Florentin, die Leute heißen mich aber den armen Flor.“

Das Mädchen machte eine sehr freundliche Miene.

„Du heißest Florentin,“ sagte sie, „das ist ein gar schöner Name; ich heiße Rosine.“

„Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hieß Helena. Der Name ist doch noch hübscher.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Sie ist gestorben und begraben.“

Nun machte das Mädchen eine traurige Miene.

„Du armer Florentin!“ sagte sie, „wie lange ist sie todt?“

„Schon acht Tage.“ Der Knabe weinte wieder, und das Mädchen hatte nasse Augen.

„Hör', Florentin: du sollst keine rohen Rüben essen, bist du denn hungrig?“

„Ja, ich bin hungrig, Rosine!“

„Nun so will ich mein Mittagbrod mit dir theilen.“ Hier zog sie ein doppelt geschlagenes Butterbrod aus der Tasche.

„Nein,“ sagte Florentin, „da eß' ich nichts davon, du hast sonst nicht genug.“

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch eß' ich mich diesen Abend wieder satt, und du weißt noch nicht, wo du diesen Abend etwas bekommst.“ Nun zog sie ein kleines Messerchen aus dem Sacke, und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, das größte aber gab sie dem armen Flor. Die Beiden saßen beisammen, und aßen sehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein. „Hör', Rosine,“ fing er an, nachdem er seinen Antheil aufgegessen hatte, „die Leute haben so etwas Schwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand gestorben ist; ich möchte auch gern so etwas haben, aber ich hab nichts.“

„Ja freilich, armer Flor! du solltest einen Flor auf dem Hut haben; ich habe auch keinen, sonst gäb' ich dir ihn.“ Indem schaute sie umher, und siehe, dort hing an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stück von einem alten schwarzen kreppenen Rocke von ihrer Mutter. Flugs sprang sie hin, riß einige lange Streifen davon ab, und brachte sie. Der arme Flor sprang auf, freute sich, sie aber

setzte sich und suchte Stecknadeln zusammen, und Florentin gab ihr seinen Hut hin. Allein jeder Versuch, die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich: denn er war so fest genäht, daß man sie nicht dazwischen durchschieben konnte.

Endlich fing das Mädchen an: „da fällt mir etwas ein: unser Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte.“ „Das geht an,“ versetzte Florentin, und flugs hatte ihm Rosine die alten schwarzen kreppenen Streifen mit Stecknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befestigt. Die Beiden brachten in vertrauten kindlichen Gesprächen noch etwa eine Stunde zu, nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

„Aber Florentin!“ sagte Rosine, „wo wirst du diese Nacht schlafen?“

„Darf ich denn nicht mit in euer Dorf gehen?“

„Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort!

„Bekümmere dich nicht, Rosine! ich habe noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen kann, aber ich gehe nicht gern von dir!“ Die Thränen stunden ihm in den Augen. Rosine weinte auch. „Hör'!“ sagte sie endlich, „siehst du dort den Rauch oben im Wald?“ Er antwortete: „Ja!“ „Da ist ein Kohlenbrenner,“ fuhr sie fort; „das ist gar ein guter Mann, der nimmt als die Leute ins Haus, wenn sie der Nachtwächter fortjagt; da geh' du hin!“

Nun stand Florentin auf, nahm seinen Stock und dankte nnd grüßte Rosinen herzlich, und wanderte fort, auf den Kohlenbrenner zu. Rosine aber trieb ihre Ziege nach Haus.

Ruprecht Kehl, der Kohlenbrenner, wohnte in dem Dorfe, in welchem auch Rosine mit ihren Aeltern war. Dieses Dorf lag am Ende des Thales unter einem Berge, und bestand aus dreißig wirthschaftlichen Familien, die sich alle von dem Ackerbau und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter allen war vielleicht der Kohlenbrenner Ruprecht Kehl der wohlhabendste. Er war ein langer, hagerer, siebzigjähriger Mann, mit schneeweißen Haaren; seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben. Er hatte eine Tochter bei sich verheirathet, die aber keine Kinder hatte. Ihr Mann hieß Lorenz, und war ein fleißiger, guter Bauer. —

Der alte Ruprecht wandelte am Abend dieses Tages um seinen brennenden Meiler herum, zu sehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun sey. Die nach dem fernen westlichen Gebirge sich zum Untergange neigende Sonne strahlte zwischen den Baumstämmen auf den ehrlichen Alten her, und er begann eben sein Abendlied zu singen, als der arme Flor durch's Laub daher rauschte und auf ihn zukam. „Vater,“ fing er an, „wollt ihr mich diese Nacht wohl beherbergen?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„O! beherberget mich doch! Da war ein Mädchen auf dem Feld, das hieß Rosine, und hütete eine Ziege, das sagte mir: ihr wär't ein guter Mann, ihr würdet mich beherbergen.“

„Das könnte wohl geschehen, wenn ich wüßte, daß du ein braver Knabe wärst, denn schau! böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?“

„Ja! meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester mehr.“

„Wie alt bist zu?“

„Ich bin im zehnten Jahr.“

„Hör', Junge! wenn ich wüßte — doch bleib da bei mir, ich will dich beherbergen. — Bist du auch hungrig?“

„Nein, jetzt nicht mehr. Rosine hat mir ein großes Stück Butterbrod gegeben.“

„Rosine ist ein braves Mädchen. Aber hör', Junge! Rosine war nun so gut gegen dich, warst du denn auch gut gegen sie? — Schau! da geben dir die Leute immer zu essen und beherbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wohl daran?“

„O ja, Vater! meine selige Mutter sagte mir oft: Schau, Florentin! die Leute sind uns nichts schuldig, und geben uns doch zu essen; wenn du nun groß wirst, mußt du arbeiten lernen und den Leuten wieder Gutes thun. Aber da denk' ich denn so: wenn ich so herumgehe betteln, wie kann ich aber all den Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünschte ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.“

Der alte Ruprecht lachte herzlich und fragte: „Ja, warum bettelte denn deine Mutter? Warum arbeitete sie nicht?“

„Ach lieber Gott! sie war immer krank.“

„Das ist was anders, Junge! du gefällst mir; ich will dich beherbergen und dir auch zu essen geben. Aber bist du denn auch des Bettelns müde?“

„O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollt' ich gern immer nur Brod essen und Wasser trinken, und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so d'ran, wie ich eben bei Rosine war, warum ich betteln müßte, und Rosine nicht, nnd da wurde mir das Betteln ganz leid."

„Warte Junge! setze dich da bei der Kohlhütte nieder." Nun sang Ruprecht sein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war, und der Mond mit seiner vollen gelben Scheibe durch die Baumäste schimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater sein Essen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben, und fing an: „Schau, Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geschwister; er gefällt mir, nimm ihn mit und beherberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Haus behieltest."

„Das will ich gern thun," antwortete Martha, „man lernt dann seine Natur kennen."

„So ist's," fuhr der Alte fort, „wenn er brav ist und sonst keinen Anhang hat, und die Wahrheit gesagt hat, so könnt' ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder; man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt."

„Freilich!" versetzte Martha. „Der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden sind."

Der arme Flor stand auf, hüpfte vor Freuden, kam herbei, stand vor Martha hin, und lächelte ihr in's Gesicht, wie ein Engel. Marthen giengen nun

die Augen über. „Ei!“ sagte sie, „das ist ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Haus, und wenn du brav bist, so will ich deine Mutter seyn.“

Florentin sah auf seinen Arm und sagte: „Ja, ich will brav seyn.“

„Was hast du um den Arm?“ fragte Martha.

„Ich habe da etwas Schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.“

„Du armer Schelm! wer hat dir das umgesteckt?“

„Ein Mädchen dort bei dem Rübenfeld, es heißt Rosine.“

„Rosine ist gar ein braves Mädchen. Aber wie lang willst denn das Ding um deinen Arm tragen?“

„So lange bis ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.“

Der alte Ruprecht und Martha sahen sich an, und verwunderten sich. „Ha!“ sagte Ruprecht, „der Junge hat Menschenverstand.“ „Weiß Gott!“ fuhr Martha fort, „er denkt, dann bekäm' er mich zur Mutter, und dann brauche er nicht mehr zu trauern. Junge, geh mit!“

Martha wünschte nun ihrem alten Vater freundlich eine gute Nacht. Er dankte ihr und sagte: „Grüß mir deinen Mann!“ Florentin wünschte ihm auch eine gute Nacht. Ruprecht dankte ihm, und sagte: „Junge, mach, daß dein Flor vom Arm kommt!“ Er antwortete: „den laß ich um, bis hier diese Mutter sagt, ich sollt' ihn abthun.“ Martha nahm ihn an der Hand, ging mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis an die Hausthüre.

Lorenz, ihr Mann, saß am Feuer, mit dem Ellenbogen auf die Knie gestützt. „Sieh hier, Lorenz!“ fing Martha an, „da schickt dir mein Vater einen Sohn, wenn du willst; er läßt dich auch grüßen.“ Lorenz

drehte den Kopf um, sah den Jungen trocken an und sagte: „Ich danke.“ Nun that Martha ihre Geschäfte, und sagte nichts weiter.

Florentin stellte sich Lorenzen gegenüber, und sah ihm starr in's Angesicht; denn dem Manne traute er nicht. Lorenz sah ihn ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dieß so eine Weile gedauert hatte, kratzte sich Florentin hinter den Ohren, und sah sich nach Martha um. Diese aber kehrte sich auch an ihn nicht, sondern fütterte ihr Vieh. Indessen schaute ihm Lorenz noch immer starr und trocken in's Gesicht. Florentin konnte den Blick nicht länger mehr ausstehen; er drehte sich um, und fing still an zu weinen. Lorenz merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm schon Zeugniß genug von seinem Herzen. Er brach nun das Stillschweigen, und fing an: „Junge wie heißest du?“

Der arme Knabe fuhr zusammen, als er von diesem ernsten Gesichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: „Ich heiße Florentin.“

„So! — Komm her, Florentin!“

Der Knabe nahte sich schüchtern.

„Gieb mir deinen Brodsack her!“

Florentin schaute ihn mit offenem Mund und Augen an, und zog langsam den Sack von der Schulter. Lorenz nahm den Sack, rollte ihn zusammen, und legte ihn an's Feuer. „Den brauchst du nun nicht mehr,“ sagte er. Florentin that einen tiefen Seufzer; dieß war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er guckte starr in's Feuer, seufzte noch ein paarmal, und Thränen rollten die vollen Wangen herunter.

Martha kam indessen auch an's Feuer. Sie hatte wohl gemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da sie ihn aber genau kannte, so redete sie ihn nicht an, sondern schwieg ganz still; denn wenn seine Seele einen schönen Gang gehen wollte, so durfte man ihm kein Wort sagen, sonst wurde er gestört, und aus seinem ganzen schönen Plan ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernster Miene in's Feuer gesehen hatte, und der Brodsack nun zum Theile verbrannt war, so nahm er langsam die Feuerzange von der Wand, und scharrte vollends das Uebrige in die Gluth, stützte sich wieder auf seine Knie, und sah an's Feuer, bis alles in Asche verwandelt war. Nun stand er rasch auf. Florentin fuhr in einander, und sprang zur Seite aus. Lorenz lächelte ein wenig, und rief: »Martha!«

»Was willst du, Mann?«

»Wo ist meine wollene Kappe?«

»Sie liegt droben im Schrank.«

»Hör', Florentin! geh, wirf deinen Hut in den Stall.«

Florentin lächelte, sprang hin und warf ihn weg.

Lorenz ging nun die Treppe hinauf, und holte eine schöne wollene Kappe, und gab sie ihm.

Nun gieng's nach und nach an's Essen. Lorenz deckte den Tisch, und Martha brockte Brod in eine tiefe irdene Schüssel, schüttete eine süße Milch dazu, und trug sie in die Stube. Florentin setzte sich indessen ganz geduldig an das Feuer, wo Lorenz gesessen hatte.

Ueber dem Essen erzählte nun Martha ihrem Manne alles, was zwischen ihrem Vater, ihr und

dem Knaben vorgefallen war, und daß sie ihm versprochen habe, seine Mutter zu seyn, wenn er sich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich sorgen, Martha!“ — antwortete Lorenz, „das kommt auf die Erziehung an.“

„Nicht ganz, lieber Mann! es giebt Kinder, die hart erzogen werden, und doch nicht gerathen.“

„Hart — und gut ist ein Unterschied; es kommt nur auf ein weiches Herz an.“

„Eben das mein' ich, lieber Lorenz! das mein' ich.“

„Nun ja! aber der Junge hat ein weiches Herz; er weinte, als ich ihn ernst ansah; weinte und seufzte, als sein Brodsack brannte. Ein böser Knabe hätte, wenn ich ihn ernst angesehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt, oder hätte mürrisch ausgesehen. Und bei dem Brennen des Brodsackes, hätte er entweder hart gelacht, oder wäre bös geworden.“

„Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe; er hat ein schönes, gutes Gesicht; er wird gar sauber aussehen, wenn er einmal gereinigt ist, und in andern Kleidern steckt.“

Die Beiden ließen nun für den Florentin einen guten Theil Suppe in der Schüssel, aßen noch ein Butterbrod zusammen, und riefen den armen Florentin in die Stube. Lorenz hieß ihn an den Tisch kommen, er selbst blieb noch daran sitzen; Martha aber hatte Geschäfte in der Küche.

Der Knabe saß nun am Tische. Lorenz legte ihm einen Löffel vor, und sagte: „Nun iß dich satt, Florentin!“

Der gute Junge fing nun munter an zu essen.

Ueber eine Weile hob Lorenz an: „sag mir doch, Florentin! was denkst du bei dem Essen?“

„Ich bin so froh, daß ich zu so guten Leuten gekommen bin.“

„Aber warum sind wir so gute Leute gegen dich? Du hast uns ja noch nichts gearbeitet, und wir kennen dich nicht einmal.“

„Das weiß ich nicht.“

„Besinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich sind?“

„Ich bin arm, und da habt ihr Mitleiden mit mir, weil ihr gut seyd.“

„Haben denn alle Leute solch Mitleiden mit dir?“

„O nein! so Leute habe ich noch nie angetroffen.“

„Aber wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennst du unsern Herr Gott?“

„Meine selige Mutter hat mir viel von ihm gesagt, daß er alles geschaffen habe, und daß er einen versorge und daß er den Leuten die Herzen — ha! jetzt fällt mir etwas ein, o da dachte ich nicht daran!“

„Was ist's denn?“

„O Gott! O Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen.) Diesen Nachmittag habe ich bei unserm Herr Gott gebettelt, er möchte mir doch diese Nacht eine gute Herberge bescheeren, und mir helfen, daß ich doch diesen Winter nicht zu frieren brauchte, und er möchte mir doch etwas geben. O Gott! o Gott! jetzt weiß ich's, er hat gemacht, daß ihr und der alte Vater und die Mutter mir gut geworden seyd.“

Lorenz trocknete sich die Augen, und rief: „Martha!“ Sie kam.

„Hör' Martha! der Knabe kann beten, und Gott erhört ihn.“ Er erzählte ihr, was Florentin gesagt hatte. Marthen giengen auch die Augen über. „Lorenz!“ sagte sie, „der Knabe soll unser Kind seyn.“

Martha machte ihrem Florentin einige neue hübsche Hemden, Lorenz kleidete ihn vom Haupte bis zum Fuß, und gab ihm Alltags- und Sonntagskleider. Seine Schlafstelle bekam er in der Kammer des alten Ruprecht, der ihm alte Geschichten erzählte und viel Gutes sagte.

Nun rückte der Winter herbei, und Ruprecht, Lorenz und Martha fingen an zu überlegen, was sie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten. Es wurde endlich einhellig beschlossen, ihn diesen Winter in die Schule zu schicken; denn er kannte noch keinen Buchstaben, geschweige daß er hätte lesen können. Florentin war auch recht wohl damit zufrieden; denn er hörte oft den alten Ruprecht in der großen Hausbibel lesen, und dann wünschte er, solche Geschichten auch lesen zu können. Er fing also an in die Schule zu gehen. Zu seiner größten Freude fand er auch Rosinen daselbst. Er hatte sie schon zuweilen gesehen, aber wenig mit ihr reden können; denn Lorenz erlaubte ihm ganz und gar nicht auf die Straße zu gehen, und mit den andern Knaben herumzulaufen, sondern er gab ihm immer Beschäftigungen im Hause, womit er die Zeit zubringen mußte. Rosine war ihrer Zeit auch froh, mit Florentin umzugehen; denn er war nun reinlich und wohl gekleidet, und sah viel besser aus, als damals. Nur das Einzige, was ihr

an ihm mißfiel, und warum sie sich seiner schämte, war, daß er in der Schule zu allerunterst, und unter den Knaben von vier bis fünf Jahren saß. Dieß konnte Rosine nicht ertragen; sie gieng also zum Schullehrer, der ein gar braver, vernünftiger und sehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, dem Florentin das A B C zu lehren. Der Lehrer erlaubte ihr das mit Freuden, besonders da sie außerordentlich gut lernte, singen konnte, schön schrieb, und Mädchen von zwölf Jahren unter sich hatte, denen sie beihalf.

Es währte auch nicht lange, so konnte Florentin nicht nur fertig lesen, sondern er begriff auch alles, was er las; er fing nun auch an zu schreiben und den Katechismus zu lernen.

Rosinens Aeltern waren auch ziemlich wohlhabend, und gar gutherzige Bauersleute, doch waren sie nicht so mildthätig, als Ruprechts Leute, hatten auch nicht so viel Verstand. Rosinens Vater hieß Niklas und ihre Mutter Klara; sie war eine sehr gute, liebe Frau, sie hatten keine Kinder, als Rosine, und liebten das Mädchen herzinniglich; doch erzogen sie dieselbe nicht weichlich, sondern recht ordentlich.

Als nun Ruprecht und Lorenz sahen, daß der Knabe so fleißig war, und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, und besonders als sie gar keine Neigung zu läppischem Muthwillen an ihm fanden. Er that, was man ihn hieß mit Freuden und hurtig, und wenn er's gethan hatte, so las er entweder, oder kritzelte mit der Feder. Zuweilen kam auch der Lehrer des Abends hin zu Lorenzen und Ruprecht, und dann redeten sie zusammen von Flo-

rentin, und was man noch aus ihm machen könnte; auch wurde oft von Rosinen gesprochen, daß sie ein so ordentliches Mädchen wäre, und wie lieb sich die beiden Kinder hätten. Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittags allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen müsse. Dieses Vorleseramt übernahm er gar gern. Ruprecht sagte zu ihm: „Florentin! wenn du diese Woche recht fromm, brav und fleißig bist, so darfst du den Sonntag statt mir in der Bibel vorlesen!“ — Dieses that er dann mit so vielem Nachdrucke und ordentlicher Aussprache, daß man wohl schließen konnte, er müsse verstehen, was er lese. Rosine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu besuchen, und sie las dann auch wohl ein Kapitel. Alle Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Rosine begleitete ihn fast allemal, oder er sie, so daß Alles im Dorfe sich über die braven Kinder freute und gar gut von ihnen redete. So wuchsen die Kinder heran, lernten recht und nahmen zu an allen guten Eigenschaften, und wurden verständige, arbeitsame und rechtschaffene Leute, die bei Gott und den Menschen wohlgefällig waren.

Die drei Söhne eines Bettlers.

Es giebt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur

aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte von Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er gieng noch vor mehreren Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl, und die Leute wundern sich seiner, und niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreit der Dritte, er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seyd alle insgesammt einfältige Tropfen. Ich will's euch besser sagen.

Hansjörg hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog, und durch die Güte des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters unentgeldlich zur Schule schickte.

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde, und theilte mit den drei Knaben sein Brod.

»Buben!« sagte Hansjörg: »Ihr seyd groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürft ihr nicht, denn Bettelbrod ist bittere Noth! Diebesbrod bringt Galgentod! — Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such dir Arbeit. — Du, Gabriel, bist dreizehn Jahre alt, hast zwei gesunde Arme, geh' und schaff! — Du, Veit, bist eilf Jahre alt, hast gesunde Beine, lauf nach deinem Brod!«

Da riefen Alle verwundert: „Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?"

Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner will, und daraus machet Geld. Ich will's euch aber lehren; denn viele Hundert verstehen dieß Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt, so sammelt es und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt, und alle Tage nur einen Batzen erübriget von eurem Verdienste, so hat jeder von euch in einem Jahre schon vier und zwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schon zweihundert und vierzig Gulden."

Darauf führte Hansjörg seine drei Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald.

Er ließ sie alle große Beine und Knochen sammeln, die weggeworfen waren, und an geschickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu mancherlei verarbeiteten. Desgleichen lasen sie alles alte Glas in große Säcke zusammen, und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammelten Wachholderbeeren, Salbei, Rosenblättern, Hollunderblüthen und dergleichen in die Apotheken und wurden schön bezahlt, und bekamen frische Bestellung. Alle Kuhhaare sammelten sie und wieder Roßhaare, wo solche zu finden waren, und auch Menschenhaare, besonders lange. Hatten sie einen Haufen beisammen, so trugen sie die Kuhhaare zu den Tapezirern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern, die Menschenhaare zu den Perückenmachern, die der-

gleichen brauchen; und das Alles brachte Geld ein, und war doch nur im Vorbeigehen gesammelt. Eben so suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenmacher, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten, und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kauften. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen, da waren dann immer Seifensieder und andere Handwerker, die sie gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papierer verkauften, je dicker schossen die Batzen aus dessen Tasche hervor. — Ja keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gansflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und gieng es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbst nun gar gab's für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiteten; im Walde suchten sie eine außerordentliche Menge von Saamen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen und dergleichen zusammen, der ihnen von den Oberförstern und den Saamenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, ließen sie in einer Mühle mahlen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bittern Kastanien essen, die kein Thier und kein Mensch genießen mag. Aber die kleinen Söhne des Hansjörg ließen den Müller lachen, und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezirer und

andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab, so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos zu scharren, an der Sonne wohl auszudörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Sesselausstopfen und andern Dingen zu verhandeln.

Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten (darin war der alte Hansjörg Meister), oder Sessel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg mit seinen Söhnen wohnte, war wie ein großes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waaren am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete Vater Hansjörg zusammen, und siehe es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als eineu Batzen des Tags zusammen gearbeitet hatten. Denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, Hundert und vier Gulden drei und zwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das

freute die drei Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben noch nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt; aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. „Ja," riefen sie lustig am Neujahrstage:

„Bettelbrod ist bitt're Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!«

Nun gieng's frisch in's folgende Jahr hinein. Man ward wieder fleißig. Hansjörg ging nicht mehr betteln, sondern bestellte das Hauswesen, gieng zu Lohgerbern, Seifensieder, Saamenhändlern und half die Waaren besser an Mann bringen.

Nach vier sauren Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drei Buben größer, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft, bald der Dritte wo einen Schoppen Wein getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt; arbeite jeder für sich. Das übrige Geld bleibt bei unserm Kaufmann für den Fall der Noth euch aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapitale geschlagen werden.«

Da drückten die Brüder einander die Hand, und sprachen zum Hansjörg: „Lebet wohl, Vater!« — Peter gieng gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder etwas von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden; und es gereute ihn, sie alle fortgeschickt zu haben: denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bei dem Kaufmann, sondern ließ sich das Kapital durch die daraufgeschlagenen Zinsen mehren. Er gieng wieder heischen von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank, und war schon zwei und sechzig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vier und zwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. »Er soll uns nicht zur Last fallen!« sagten die Bauern; »in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!«

»Ich weiß nirgends hin!« antwortete Hansjörg; »doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist Noth am höchsten!«

Darauf schrieb er an den Kaufmann in der Stadt einen Zettel. Und in dem Brief schrieb er: »Sendet mir dreihundert Gulden von meinem Kapital, denn ich bin alt und schwach, und von meinen Kindern habe ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit.«

»Ihr seyd reich genug!« antwortete der Kaufmann; »denn euer Geld hat sich über zweitausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiermit sende ich dreihundert Gulden.«

Wie das Geld ankam, rissen alle Bauern im Dorfe die Augen auf, und thaten wieder freundlich zu Hansjörg, und jeder sagte: der lahme Kerl kann hexen.

Doch Hansjörg war bei seinen dreihundert Gulden nicht froh, er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt, und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!“ sprach er, „und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen; und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“

Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund, und pflegte sich im Alter gar wohl, und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirthshaus beim Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kommt wie ein Wetter in's Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothen Scharlach gekleidet mit silbernen Tressen daran. Er hielt vor dem Wirthshause still, und fragte mit lauter Stimme: „wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?“

Die Bauern verwunderten sich und sprachen: „Ja freilich, Er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde.“

Da dreht der Bediente das Roß um, und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern giengen alle zum Hansjörg, und erzählten, was sie

gehört und gesehen, und riethen hin und her, was es bedeuten könne?

Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen in's Dorf und hielten vor der Wohnung des Hansjörg still. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Vater! kennet ihr uns nicht?“ rief der Aelteste, „ich bin Euer Peter, und dermalen ein Spezerei- und Gewürzhändler in Warschau, und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!“

Darauf sprach der zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel, und dieß ist meine Frau, und habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben.“ Nachher sprach der Dritte: „Und ich bin Euer Veit, und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waaren reisete; und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren, und mir ein Landgut bei Warschau gekauft. Nun kommen wir und wollen Euch mit uns nehmen, und Euer im Alter pflegen.“

Da weinte der graue Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder, und er segnete sie und ihre Weiber. „Ja,“ riefen die Söhne, „Ihr müßt bei uns wohnen, denn nur Euch sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsaamen und Rosenblätter und dergleichen sammeln und benutzen: so wären wir noch

heute arme Bettler. Aber wir haben Euren Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettlerbrod ist bitt're Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann gieng's!«

Also sprachen die frommen Söhne, und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich, und vermachten das Geld, so er beim Kaufmann hatte, an die Gemeindskasse zur bessern Besoldung des Schulmeisters, und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da, und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen. Und der Klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den Kopf schüttelte: „der Hansjörg muß mit dem Teufel einen Bund haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen?«

Aber der junge Leser weiß es besser, wie Hansjörg dazu kam, und mag sich an dessen drei Söhnen ein lehrreiches Beispiel nehmen.

Die Rothkehlchen.

Kahl und leer waren ringsumher die Felder, durch deren knisternde Stoppeln hin und wieder ein Hirt seine Heerde trieb. Die Geschäftigkeit hatte sich in die Obstbüsche und in die Gärten gewandt, in welchen die Pflaumen von den geschüttelten Bäumen rasselnd her-

abstürzten, und rothwangige Aepfel und gelbe Birnen die Tücher der kletternden Sammler füllten; als der Knabe Anton, reich wie ein König, und vergnügt — so vergnügt, wie nur sorglose Knaben seyn können — auf dem halb verwachsenen Schlupfwege eines verbleichenden Gebüsches stand. Arm war Anton, wie ein Kind der bloßen Natur. Auch blickte die bloße Natur allenthalben durch sein schlechtes Gewand. Aus dem abgetragenen röthlichen Hute schimmerte hie und da sein weißes Haar; zwischen den neulich erst aufgesetzten Flecken drängten sich die Ellenbogen schon wieder rüstig in's Freie hinaus, und an Strümpfe dachte der derbe Junge in dieser Jahreszeit so wenig, als an Uhren und Ringe. Nichts fehlte ihm zum Bettelknaben, als daß er nicht bettelte.

Dieß ließ seine gute Mutter nicht zu. So kränklich die Dürftige war seit dem Tode ihres Gatten, so spann sie doch täglich, so lange sie es vermochte, und hielt ihren Knaben zu kleinem Fleiße und kleinem Erwerbe sorgsam an. Ein paar Stunden des Tages mußte er die Schule besuchen, und dann das Wollrad drehen. Doch sagte sie oft auch dem Kinde: »Laß nun die Arbeit, damit du nicht krank wirst; geh' ein wenig hinaus, und lauf' und springe und spiele, damit du armer Schelm doch auch weißt, wie einem Knaben zu Muthe ist.«

Wie einem Knaben zu Muthe ist, empfand Anton jetzt ganz in dem herbstlichen Gebüsche. Es war die den Kindern holde Zeit, in welcher die Schwalben zum Abzuge sich sammeln, die Meisen mit gellendem Pfeifen sich locken und die Rothkehlchen in die Schlinge

der Knaben fallen. Da hatte Anton am vorigen Abende hoffnungsvoll eine Reihe Sprenkel im Busche aufgestellt, und siehe, zwei schöne Rothkehlchen flatterten ihm jetzt, als er sich näherte, plötzlich ängstlich entgegen. Begüterte, o ihr könnt unvermuthet Tausende gewinnen, ohne daß ihr so reich werdet, als Anton sich bei diesem Anblicke fühlte. Behutsam löste er die Vögel aus dem Garne, und trug sie dann auf beiden Händen mit einer Miene voll Triumphes hinweg.

Ihr lieben, kleinen, niedlichen, weichen Thierchen, sagte er bei sich selbst, mit euren grünlich grauen Rücken und mit euren gelben Brüstchen, so gelbröthlich, wie ein Eidotter, und mit euren hellen schwarzen Aeuglein, wie habe ich euch so lieb, und welches Glück, daß keines von euch ein zartes Beinchen brach. Dich, lispelte er vor sich weiter, und drückte das eine an seine Lippen, dich soll Hofraths Wilhelm haben, der immer so viel Geld in der Tasche hat. Zwei Groschen hat er mir für ein Rothkehlchen versprochen. Zwei Groschen! ei, wie vieles Geld! Dafür muß ich lange spinnen, davon können wir mehr als einen Tag leben. Wie wird die Mutter sich freuen über den unerwarteten Gewinn! Sie hatte so nicht einen Pfenning mehr. Zwei Groschen, und die giebt er mir gleich: hat er mir doch im Frühjahr den ersten Maikäfer für einen Groschen abgekauft. Und du sollst mein bleiben, ich will von meinem Brode schon die Brocken, die du bedarfst, erübrigen. Mit diesen Worten küßte er das andere noch länger und herzlicher, und eilte, wie ein Mensch, der Heil und Frieden zu verkünden hat, der Stadt entgegen. Aus voller Brust sang er auf dem Wege ein Liedchen, das er in der Schule gelernt hatte:

Wie das Vögelein flink und leicht,
Sing' ich meine Jugendlieder,
Und des Lebens Kummer fleucht,
Wie auf luftigem Gefieder,
Aus dem frohen Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

In des Jahres schönster Zeit,
Such' ich Nester in Gesträuchen,
Find' ich Nester weit und breit.
Vögel lieb' ich, Vögel gleichen
Meinem frohen Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

Mit dem Herbste kommt die Lust,
Was entfliegen will, zu fangen.
O wie klopft des Knaben Brust,
Wenn im Garne Vögel hangen!
Leicht erfreut ist Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

Auch im Winter bleibt ihr schön,
Sanfte Thierchen! — welch Vergnügen,
Vögel um sich hüpfen seh'n,
Vögel auf der Hand zu wiegen!
Leicht erfreut ist Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

So trillerte er immer wieder von neuem, als er mit einem male nicht weit von sich den Fürsten vorüberreiten sahe. Von der ungewohnten Nähe und von tiefer Ehrfurcht ergriffen, fuhr er hastig mit der Hand

nach dem luftigen Hütchen, und o wehe! dahin flog das eine Rothkehlchen. Vor jähem Schrecken starr und seiner nicht mächtig, vergaß er, daß er noch eine Hand hatte, und o wehe! dahin flog auch das andere Vögelein. Da stand der arme Schelm, wie aus dem Paradiese gefallen. Die heitere herrliche Welt schien ihm nun düster und öde, der Frohmuth in seinem Gesichte verdüsterte sich in die Gebehrde des Weinens, und Thränen stürzten ihm perlend über die Wangen. Ach, meine Rothkehlchen! ach, meine Mutter! ach, der Fürst! schrie er einmal über das andere, staunte in die weite Luft hinaus, in welche seine Vögelchen geflogen waren, beschaute und rang mit Achselzucken seine leeren Hände, und ergoß sich dann in lange Klagen, in welchen immer wieder die Worte: ach, meine Rothkehlchen! ach, meine Mutter! ach, der Fürst! herzrührend hervortönten.

Fragt das Kind, und fragt es besonders nach seiner Mutter! befahl der menschenfreundliche Fürst dem ihm folgenden Diener. Und dieser brachte augenblicklich so vollständige Nachrichten, als der betäubte Knabe geben konnte, zu seinem Herrn zurück, und war bald darauf mit ihm in der Stadt.

Anton aber schlich tiefbekümmert, schluchzend und weinend, hinterher, und nach dem Hüttchen seiner Mutter. Wie verwunderte er sich, als er von weitem schon den Diener des Fürsten aus der Hütte treten, sein angebundenes Pferd lösen, und auf demselben hinwegeilen sahe. Wie wunderte und wie freute er sich, als die Mutter ihm zurief: Was er denn mit dem Landesherrn gesprochen habe? da sey jetzt eben ein Bote von ihm da gewesen, der sich nach ihren Umständen

erkundigt, von ihrer Armuth überzeugt, ihr eine Gabe gebracht, und ihr, bis sie wieder ganz gesund sey, ein reichliches Wochengeld versichert hätte. Und, setzte sie hastig hinzu, stelle dir vor, der Fürst will dich, wenn du gut und fleißig bist, etwas lernen lassen. Anton war augenblicklich wieder wie im Paradiese, schlug mit einem Blicke gen Himmel die Händchen zusammen, sprang mit ungestümer Freude hin und her, und konnte nicht aufhören, von den Rothkehlchen zu erzählen, und seinen Wohlthäter zu preisen.

Das gute Rezept.

Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal in Wien der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: »Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.« Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn,

ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. — „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, nnd belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen, und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor

das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau," sagte er, „ihr seyd einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten d'ran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augenkraft hätte ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Umstand von dem Zahlamte ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Das Johanniskäferchen.

Am Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens, und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre

geworden war, den Nachmittag in Schober aufgehäuft, und der liebliche Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglomm bereits am Rande des wolkenlosen heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine freundliche Stübchen, und malte die lichten Vierecke der geöffneten und hellen runden Scheiben der geschlossenen Fenster sammt dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an den Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden, und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte sie kaum ein paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, statt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beinahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische da.

Maria war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem schönen Hausgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den

anmuthigen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die herrlichsten Früchte trugen. Er hatte Maria, wiewohl sie eine arme Waise war, und ihre Aeltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zum Weibe gewählt: denn sie galt im Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, und raffte den wackern Mann hinweg. Sie selbst, die ihn mit aller Liebe pflegte, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entgieng sie dem Tode.

Durch ihre und ihres Mannes Krankheit war sie sehr zurückgekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch ihre kleine Besitzung verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Orts, dem sogenannten Maierbauer, gedient. Dieser hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm dreihundert Gulden vorgeschossen, das kleine Haus nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, wo er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nun nicht mehr, als fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Jetzt starb der Maierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den Papieren des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe.

Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles, bis auf fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin, nnd verklagte sie vor Gericht. Da sie nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die arme Wittwe nichts hatte, als ihr Hüttchen mit dem Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr — Beide weinten — allein alles war vergebens. Ja schon der morgende Tag war zur Versteigerung festgesetzt. Dieß letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so besorgt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor, bald auf ihr armes Kind hin, weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott!“ dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu zusammen gethan! die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letztemal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem andern, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß,

wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel.« Sie fing an heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei, und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich — sieh, sonst kann ich gar nicht einmal mehr mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb? Weinet nicht so! sagte er; Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. Ruft Ihn an in der Noth; Er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?«

„Ja, liebes Kind,« sprach die Mutter, „so ist's!« — „Nun,« sagte der Kleine, „wie magst du nur so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte — wenn ich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich gieng zum Vater und bat ihn — und er legte sogleich das Beil weg, und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir Beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten, und der uns beinahe mit den Füßen weggestoßen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meinst du, Gott sey nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Maierbauer. Da sieh nur einmal zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: Die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange

nur an, ich will dir bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bei dem reichen Manne.«

»Gutes Kind! du hast Recht!« sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete seine Händchen auch, und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind, und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten, und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

»Lieber Vater im Himmel!« sagte sie, »ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Wittwe und ein armes Waislein — blicken zu dir auf. Wir sind in großer Noth, und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter seyn, o, zu dir flehen wir! verstoß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein väterliches Erbe nicht. Oder hast du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gieb uns Trost in's Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen, und vom Hügel dort das letztemal nach unserer Hütte zurückblicken!«

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden — und blickte weinend zum Himmel, und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: »Ei,

Mutter, sieh doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O sieh — jetzt kommt es herein! Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner, als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar.«

»Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand!« sagte die Mutter. »Bei Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein!«

»Darf ich es fangen?« fragte der Kleine; »thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?«

»Es brennt dich nicht,« sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. »Fang es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes.«

Der Knabe hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen, und suchte das glänzende Käferlein, das nun näher am Boden, bald unter dem Tische, bald unter dem Stuhle schwebte, zu haschen.

»Aber — o weh!« rief jetzt der Knabe. »Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter den großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. »Ich seh' es wohl deutlich,« sagte er; »dort sitzt es ganz an der Wand, und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz.«

»Habe nur Geduld,« sagte die Mutter; »es wird schon wieder hervorkommen.«

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbei, und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter, o lange doch du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen.“

Die Mutter stand auf, und rückte den Kasten, und Ferdinand nahm nun das ruhende Käferlein, und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter aber war auf etwas anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen demselben und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott!“ rief sie, „nun ist uns ja mit einemmale aus aller Noth geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahre, den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sey während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in meiner Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seitdem die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam.“

Sie zündete sogleich Licht an, und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch abverdient und abbe-

zahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Maierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sankt Martinstag hab' ich mit Jakob Blum abgerechnet, und er ist mir nun nichts weiter mehr schuldig, als 50 Gulden, sage fünfzig Gulden.“

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind, und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben!“

„Nicht wahr?“ sagte der Knabe; „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht gebeten hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können.“

Die Mutter schwieg betroffen still, und sagte dann: „O mein Kind! das hat Gott gethan. Es kommt mir ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein — und leuchtete mir gleichsam dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja wahrhaftig! Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Willen fällt auch nicht Ein Haar von unserm Haupt. Merke dir dieß dein Lebelang, und vertraue stets auf Ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; Er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!“

Die Mutter konnte vor Freuden nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Dieser ließ sogleich den Erben ru-

fen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht beschimpft und als ehrlos geschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sey. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebet und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; Er hat euch sichtbar geholfen.“

Der junge Maierbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenk' ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen. Denn nun sehe ich klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht — und ihm vertrauen ist ein sichereres Kapital, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe, und meine Kinder Waisen werden sollten: so wolle Er uns auch so helfen, wie Er Euch geholfen hat.“

„Vertraut eben so auf Ihn,“ sagte der Richter, „und seyd so rechtschaffen, wie diese fromme Wittwe, und die Hilfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben.“

Die Köhlerfamilie.

Berthold, ein deutscher Handelsmann, hatte sich in einer der größten Gebirgswaldungen unseres Vaterlandes verirrt, und weil er zu der Zeit um vielen Gewinn Vieles wagte, führte er an Kostbarkeiten, Wechseln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter sich auf dem Pferde, so daß ihm anfing bange zu werden, wie er so mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einsam und auf unbekannten Wegen hinritt. Daß er in eine sehr abgelegene Schlucht gerathen war, konnte er wohl merken, denn das Wild war ganz und gar nicht mehr scheu vor ihm, und die Eulen kreuschten so nahe über ihn hin, daß er oftmals den Kopf ganz unwillkührlich in die Schultern zog vor ihren dreisten Flügeln und ihrem häßlichen Klatschen mit den Fittigen. Da ward er endlich eines Menschen ansichtig, welcher mit festem Tritt den Fußsteig vor ihm entlang gieng, und sich ihm auf Befragen als einen Köhler kund gab, der mit seinen Hausleuten hier im Forste wohne. Des Reisenden Bitte um Nachtlager und um Zurechtweisung auf morgen ward bald, und so treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verschwand, und man im besten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Hausfrau mit einer Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Gesichter der Kinder, männlichen und weiblichen Geschlechts, und der Lichtstrahl, welcher auf des Wirths Antlitz fiel, offenbarte so altdeutsche, zuversichtliche Züge, wie wir sie noch glücklicher Weise unter unserm Volke häufig anzutreffen gewohnt sind.

Man trat zusammen in die helle warme Stube, und setzte sich um den gemeinschaftlichen Heerd, wobei der Reisende so wenig wegen seiner Reichthümer Besorgnisse empfand, als wäre er nach Hause gekommen zu Vater und Mutter und Geschwistern. Er schnallte blos sein Gepäck vom Hengste los, welchen er einem Sohne des Köhlers gern zur Besorgniß überließ. Dann setzte er seine Bürde in die erste beste Ecke des Zimmers ab, und wenn er seine Waffen dicht hinter sich legte, geschah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reisesitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahnet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte sich nun einander Unterschiedliches hin und her, der Kaufmann von seinen Reisen, der Köhler von dem Walde, und die Familie sprach freundlich aber bescheiden drein. Dabei hatte der Köhler guten Birnmost aufgesetzt, und man trank sich einen immer bessern Muth; weßhalb es vom Reden zum Singen, von Geschichten zu Liedern kam. Die Kinder des Köhlers stimmten eben einen lustigen Rundgesang an, da pochte es auf eine seltsame Art an die Thüre. Der Finger dessen, der draußen stand, klopfte ganz leise; aber der schwache Schall ließ sich deßungeachtet, ganz deutlich durch die Stube hinein vernehmen, und tönte selbst durch der jungen Stimmen hellen Jubel sehr hörbar durch. Man hielt mit dem Singen ein, und ward etwas ernsthafter, während der Hausherr freundlichen Angesichts rief: „Nur immer herein Vater! in Gottes Namen!“ —

Da kam ein kleiner sittiger Greis zur Thüre leise hereingeschlichen, grüßte Alle sehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwunderter ansah. Dann

aber näherte er sich dem runden Tische, und nahm den untersten Platz ein, der für ihn offen gelassen zu seyn schien. Berthold mußte sich gleichfalls über ihn verwundern: denn er trug eine Tracht, die aus sehr alten Zeiten her zu seyn schien, dabei aber noch gar nicht verschossen oder zerrissen war, sondern vielmehr höchst sauber gehalten. Dabei war er, wie schon gesagt, sehr klein, aber anmuthigen Gesichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer lag. Die Familie sah ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an. Berthold hätte gern gefragt, ob er etwa der Großvater des Hauses sey, und ob er an irgend einer Krankheit leide, davon er so bleich und so betrübt aussähe? Aber so oft er den Mund aufthun wollte, sah ihn der Alte mit einem halb scheuen, halb unwilligen Wesen an, welches so eigen heraus kam, daß Berthold lieber still schwieg.

Der Alte faltete endlich bittend seine Hände, schaute nach dem Hauswirthe, und sagte ganz heiter: »Nun bitte, wenn es seyn kann, die Betstunde.« — Der Köhler begann sogleich das schöne alte Lied: »Nun ruhen alle Wälder!« — in welches die Kinder mit einstimmten und die Hausmutter, der fremde Greis auch, und zwar so gewaltiger Stimme, daß die Hütte zu dröhnen schien, und Jeder, der es nicht gewohnt war, sich darüber verwundern mußte. Berthold konnte erst auch voll Verwunderung gar nicht zum Mitsingen kommen. Das schien den kleinen Alten unwillig und bange zu machen; er warf seltsame Blicke auf Berthold, und auch der Köhler ermunterte diesen durch ernsthaftes Winken, daß er doch mitsingen solle. Das geschah denn endlich, und nach noch einigen Gebeten

und Liedern gieng der kleine Greis verneigend und demüthig wieder zur Thüre hinaus. Als sie aber schon in die Klinke gesprungen war, riß er sie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und schmiß sie dann krachend wieder zu.

„Das ist ja sonst gar seine Manier nicht!“ — sagte der Köhler erstaunt, und wandte sich dann mit einigen entschuldigenden Worten an seinen Gast. Der meinte, der alte Herr sey wahrscheinlich wohl etwas gemüthskrank? — „Das lasse sich nicht läugnen,“ entgegnete der Köhler, „aber er sey unschädlich und thue Niemand etwas zu Leid. Wenigstens wisse man seit langer Zeit nicht die mindesten Beweise davon.“ — „Das einzige Kämmerlein aber, so ich euch anweisen kann,“ fuhr er fort, „schließt nicht recht gut, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt Euch aber dadurch nicht irren; irrt ihn nur nicht, und er geht von selbst wieder hinaus. Zudem, denk' ich, werdet Ihr ja wohl so müde seyn, daß Ihr nicht leicht von seinem Treiben erwacht; denn er geht, wie Ihr auch schon hier werdet bemerkt haben, außerordentlich leise.“ — Berthold bejahte das alles mit lächelndem Munde, aber ihm war doch bei weitem nicht so gut mehr um's Herz, als vorhin; ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum; und als ihm der Wirth die enge Stiege hinauf leuchtete, drückte er den Mantelsack fest an seinen Leib; auch sah er unvermerkt immer nach seinen Pistolen und seinem Hirschfänger. Oben in der kleinen, winddurchrauschten Kammer ließ ihn der Köhler alsbald allein, nachdem er eine Lampe sorgfältig so aufgehängt hatte, daß sie ohne Feuersgefahr dem Gaste leuchtete, und nachdem er diesem den göttlichen Segen zu seiner

Nachtruhe gewünscht hatte. Der Wunsch aber schien seine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Es war ihm lange nicht so unruhig und so verstört zu Muthe gewesen. Ob er sich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bette begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Bald lag ihm sein Mantelsack zu weit, bald seine Waffen, bald wieder beides nicht bequem genug zur Hand. Er stand darüber mehreremal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einschlief, fuhr er vor jedem Windesgeräusch in die Höhe, jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben so unversehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle seine kaufmännischen Entwürfe und Spekulationen wirrten sich mit der Schlaftrunkenheit zu einem betäubenden Rade zusammen, von dem er auf keine Weise los konnte, ohne daß er doch vermögend gewesen wäre, das Einzelne zu sondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie so gewaltige, ausschließliche Begierde nach Gewinn empfunden, als in diesem wunderlichen Zustande, der ihn endlich dennoch in einen Schlaf schauckelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.

Nach Mitternacht mochte es seyn, als er einigemal ein leises Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit wollte von ihrer lange bestrittenen Herrschaft nicht lassen. Wenn er auch einmal die schweren Augenlieder aufschlug, und es ihm gar vorkam, als treibe sich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im schlaftrunkenen Sinne: er irre sich, und der Köhler habe es ihm ja überdieß auch vorhergesagt. Da kam endlich die Unterbrechung zu oft; ein Schrecken,

wie ein plötzlicher Schlag, schüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufherr saß aufgerichtet mit großen Augen im Bette, und sah, wie der Greis von gestern Abend an dem Mantelsacke herumnestelte, und dazu mit einer Art von höhnischem Mitleiden nach ihm hinüber schaute. — „Räuber! zurück von meinem Eigenthum!“ — schrie der Kaufmann im Grimme und Bangigkeit. Davor schien sich der Alte sehr zu entsetzen. Er gieng eilig nach der Thüre, schien ängstlich zu beten, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.

Berthold hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach seinem Mantelsack zu sehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen sey. Für einen Räuber konnte er diesen freilich nicht halten, aber ob der Wahnsinnige nicht etwa in kindischem Muthe blanke Steine eingesteckt oder kostbare Papiere zerzaußt habe, das war eine andere Frage. Die Schlösser und Bänder schienen wohlverwahrt, und auch, nachdem sie gelöst waren, zeigte sich alles in bester Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne vielleicht schon unterwegs etwas verloren oder verdorben seyn, meinte er, und suchte immer weiter fort, sich erquickend an seinen Reichthümern; und dennoch höchst unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren. In diesem Eifer wurde er durch einen Athem an seiner Wange gestört. Er meinte erst, es sey der Nachthauch, der durch das schlechtverwahrte Fenster dringe, und wickelte sich in seinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und störender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, sah er mit Entsetzen des kleinen Alten Antlitz haardicht an dem seinen. — „Was machst du hier?“ schrie

der Kaufmann; — „kriech zu Bett und wärme dich!“ — „Im Bette wird mir's immer noch kälter,“ krächzte die heisere Stimme zurück, „und ich sehe gerne so schöne Sachen, als du da hast. Aber ich weiß freilich bessere, noch viel bessere!“ — „Wie meinst du denn?“ fragte Berthold, und konnte sich des Einfalls nicht erwehren, das ungeheure Glück, woran er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch diesen Wahnsinnigen zu. — „Wenn du mitkommen wolltest!“ seufzte der Greis. „Unten, tief unten im Wald am Moorgrunde.“ — „Nun, mit dir könnt' ich's schon wagen!“ entgegnete Berthold. Da wandte sich der Alte nach der Thür, und sagte: „Laß mich nur erst meinen Mantel umnehmen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus.“ — Berthold blieb nicht lange im Zweifel: denn kaum war der Alte aus der Thür, so klinkte es auch schon wieder daran, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann in blutrothem Mantel, ein gewaltiges Schwert unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach seinen Waffen. — „Nun ja,“ sagte der rothe Mann, „du kannst sie immer mitnehmen; mach' nur, daß wir hinauskommen in den Wald.“ — „Mit dir hinaus?“ schrie Berthold. „Ich will nicht mit dir hinaus. Wo ist der kleine alte Mann?“ — „Ei sieh mich doch nur recht an,“ sagte der Rothe, und schlug den Mantel weiter vom Gesichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwischen dieser furchtbaren Erscheinung und dem kleinen Greise, fast als wären es Zwillings-Brüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerstört aussah, was sich dort demüthig und stille gezeigt hatte.

Berthold aber glaubte nun sich und seine Schätze verrathen. Er schrie laut: »Wenn du deinen blödsinnigen Bruder abschicken wolltest, die Leute in dein Netz zu fangen, solltest du nicht selbst den Betrug so unsinnig stören. Ich gehe nun einmal nicht mit dir, auf keine Weise.« — »So?« sagte der Rothe, »thust du's nicht? Du sollst aber.« — Und damit streckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Berthold feuerte in Todesangst sein Pistol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hause munter und regsam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte sich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Faust nach Bertholden zurück drohte.

»Um Gott!« rief der Köhler hineinstürzend, »was habt Ihr denn mit unserm Hausgeiste angefangen?« — »Hausgeist?« stammelte Berthold, und sah seinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen sollte, dachte er fast, er müsse welche verlieren, und hier das ganze Haus sey in Verschwörung wider ihn. Der Köhler aber fuhr fort, und sprach: »Er ist mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in seinem rothen Mantel, mit Waffen und Wehr.« — Da er nun aber sah, daß Berthold ihn ganz und gar nicht verstand, bat er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles sich schon wegen des Schusses in Besorgniß versammelt habe; da wolle er zugleich seine Hausleute und ihn beruhigen. Berthold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelsack unter dem linken Arm, das noch geladene Pistol schußfertig

in seiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er gieng überhaupt nur hinab, weil er sich in der großen Stube sichrer hielt, mehr an der Hausthüre, als oben in der engen gesperrten Kammer. Unten sahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterschied von dem gestrigen Beisammenseyn zum heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Köhler aber erzählte in kurzen Worten Folgendes:

„Als ich zuerst hier in die Hütte kam, gieng der Hausgeist immer in der furchtbaren Gestalt um, wie Ihr, Herr Gast, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte drum kein anderer Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieser Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis in seine Gewalt. Er ist einer meiner Vorgänger gewesen, sehr reich und sehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß begraben gehabt, und ist in seinem Leben immer fern umhergestrichen, durch das Revier, wo seine Schätze lagen; dazu hat' er einen rothen Mantel umgenommen, wie er gesagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwert und Musketonner zur Hand gehabt. Als er nun gestorben ist, hat er die Schätze Niemanden mehr zeigen können, mag auch vergessen haben, wo sie lagen, und deßhalb gieng er ganz irr und in Bethörung um, und in so fürchterlicher Gestalt.«

„Ich aber dachte so: bist du fromm und betest fleißig, so kann dir auch der Teufel und die Hölle nicht schaden, viel minder denn ein armer, bethörter Spuck. — Und da zog ich in Gottesnamen mit Frau und Kindern herein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu schaffen: wenn man so in Gedanken seines

Weges geht, und es steht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, das noch dazu gespensterlicher Art ist, kann auch wohl der Herzhafteste erschrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, auch meine Frau hat sich oftmals gar furchtbarlich darüber entsetzt.«

»Ja, nun wird die gräßliche Zeit wieder von neuem angehen,« seufzte die Hausfrau. »Vorhin hat er schon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutrothen Kleide zur Thüre hereingesehen.« — »Thue, wie du damals gethan hast,« sagte der Köhler; »bete, habe fromme Gedanken, und es schadet dir nichts.«

Im selben Augenblick rasselte es an der Thürklinke heftig und ungestümm; Alle fuhren zusammen, die Kinder weinten. Der Köhler aber trat entschlossen vorwärts, und sagte mit lauter Stimme: »Mache dich fort im Namen des Herrn! Du hast hier nichts an uns zu suchen!« Da hörte man es, wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er sich wieder zum Heerde setzte:

»Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine solche verordnet seyn. Wir werden um so fleißiger beten, und wachen über uns selbst. Hatten wir ihn doch schon so weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz sittig geworden war, abendlich unsern Betstunden beiwohnte, ein freundliches gutes Gesicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Gestalt zusammen schwand, als wolle er nun bald die verstörten Glieder von der Erde schwinden lassen, und zur Ruhe legen, bis auf den großen Tag. Kinder ihr habt ihn als stillen demüthigen Hausgeist liebgewonnen; es hat euch ordentlich leid gethan, daß er in seiner Zerknirschung niemals einen

andern, als den untersten Sitz bei'm Abendgebet einnehmen wollte, — arbeitet nun freudig an seiner und eurer Ruhe, mit Gebet, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch gestern war.“

Da standen sie Alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hände des Hausvaters, zu thun nach seiner Ermahnung, und nicht laß, noch feige zu werden in Bekämpfung des Bösen, wie auch immer die Gestalt seyn möge, in der er sich an's Licht wage. — Dem Berthold aber war ganz wild und zerstört dabei zu Muthe. Bald hielt er sich für fieberkrank, und daß ihm alle die seltsamen Dinge nur so in der Bethörung des wahnwitzigen Muthes vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe hier ein Narrenspiel mit ihm; bald endlich gar, er sey unter eine heuchlerische Räuberbande gerathen, und alles nur auf sein Geld und Gut abgesehen. Er begehrte sein Pferd. Da lief der älteste Sohn alsbald zur Thür, der Hauswirth sagte: „Ihr thätet besser zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieser Dämmerungsstunde ist es sehr unheimlich im Forst.“ — Als er aber auf der Abreise bestand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Köhler ihn nur aus Treue und Pflicht zu bleiben genöthigt hatte. Er wollte diesem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand sich aber mit solchem Unwillen zurückgewiesen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederhohlen. Der Hengst stampfte draußen vor der Thür, der Mantelsack war bald auf dem Sattel befestigt; Berthold schwang sich hinauf, und nahm Abschied von seinem verwunder-

lichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlassen, als er gestern Abend empfangen worden war. Mißmuthig und in seltsamen Zweifeln trabte er in dem angewiesenen Wege durch den Wald hin.

Er konnte sich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner so durchaus Recht hätten, und der Geist Unrecht. — Denn sagte er zu sich selber, ist es kein Gespenst, so sind sie Betrüger, und ist es eines, so thut es doch vollkommen gut daran, seine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benutzung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht vielleicht der beglückte Lebende bin!

Dazu sahen die Bäume so seltsam aus und ganz unerhört; der Morgenwind pfiff ihm, wie ein verheißendes Lied entgegen. Die Nebel wandten sich gleich feiernden Säulengängen vor ihm in die Höhe, und wie er darunter hinritt, dachte er: „die Natur ist mit mir im Bunde; und ist sie das, so darf auch keine Verblendung mir in den heilsamen Weg treten.“

„Glück auf!“ jauchzte er, und kaum hatte er's ausgesprochen, so gewahrte er schon, wie der Rothmantel neben ihm hergieng, und immer beifällig nicht nur zu seinen Worten, sondern auch zu seinen Gedanken zu nicken schien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber je mehr er der Gründe, um sich zu beruhigen, erdachte, je mehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weise von selber zu sprechen anfieng:

„Mir ist doch am Ende bei den Köhlersleuten erbärmlich zu Muthe geworden, Gesell. Das ewige Beten und Singen hat mich ganz herunter gebracht; und sahst du selbst, wie ich so klein war, und zusammen-

geschrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamst du herein, und mir ward wild erst, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — hoch! und ich kann wachsen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübsch hochmüthig, und denke: du stündest schon oben, und wärest ein ganz anderer Kerl, als deine Mitmenschen, ein ganz herrlicher, von der Natur ohne Arbeit und Mühe begünstigter Kerl; da stehest du, wo ich dich haben will, der Schatz ist dein. Die Köhlersleute sind um ein merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?«

Wohlgefällig nickte Berthold, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den beiden lag, mit Fichtennadeln bestreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er mußte mit seinem breiten Hirschfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entsetzen gewahr, daß ihm der Rothe von der andern Seite half, und daß, wo er seine Fäuste einschlug, ein schwefelblauer Dampf aus der versengten Erde seltsam betäubend emporstieg.

Der Dampf erhob sich, die Erde stöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten sich ein paar Aschentöpfe, die vor dem Morgenhauche selbst alsbald in Asche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geist sehr kläglich seine beinernen Hände, und winkte nach dem nächsten Hügel hin.

Sie gruben wieder, und fanden wieder Aschentöpfe, und Asche und öden Graus. Und fort gieng es zu andern Hügeln, und trostlos schloß der eine, wie der andere seine trübe Höhlung auf. Da ward der irre Geist ergrimmt, schlug mit den knöchernen Fäusten

gegen die Bäume, daß Funken davon umher spritzten, und schalt den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden und habe es diebischer Weise entwendet. Berthold erbebte vor der blutrothen Gestalt, die sich höher und höher aufbäumte in ihrem Grimme, wohl über die Gipfel der Eichen, Buchen und Kiefern hinaus. Da krähte der Hahn. Mit einem ängstlichen Schrei stäubte der Spuk in alle vier Winde aus einander, und man hörte in einem nahen Dorfe die Morgenglocke troſtreich und lieblich tönen. Berthold fand sich verschüchtert zu seinem verschüchterten Pferde zurück, das er zu Anfang der Schatzgräberei an einen Stamm gebunden hatte; setzte sich auf, und trabte auf der bald gefundenen Heerstraße nach bewohnten Orten zu. —

Jahre verflossen seitdem, die Berthold in fremden undeutschen Ländern verlebte, von mannichfachen Geschäften gehalten, befangen und umstrickt, aber doch nicht alsosehr, daß ihm die Geschichte des Rothmantels und der Köhlerfamilie gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen wäre. Vielmehr gedachte er oftmals, halb mit Herzensbangigkeit, halb mit einer seltsamen Sehnsucht daran, und als er nun auf dem Heimwege endlich wieder in dieselbe Gegend kam, war keine Besorgniß groß, keine Vernunftbedenklichkeit stark genug, um ihn abzuhalten, den damals getroffenen Weg emsig aufzusuchen, obgleich der Abend wieder schaurig durch den öden Forst hindunkelte, so daß er auch wieder, wie vor Jahren, in tiefer Dunkelheit, Herberge begehrend, vor der Köhlerhütte hielt.

Und wie vor Jahren, drängten sich frische, treuherzige Gesichter in die Thür, hielt die Hausfrau das

Lämpchen, sorgsam es vor der Zugluft bewahrend, heraus stand der ehrsame, ernsthaft freundliche Köhler bei dem Pferde. Der nöthigte den Reisenden zum Absitzen und Eintreten, und wies den Hengst einem der Knaben zur Besorgung an, so wenig auch alle andern Gesichter den Fremdling, sobald sie ihn erst wieder erkannt hatten, willkommen hießen.

In der Stube sah es noch aus, wie sonst; man setzte sich wieder um den Familientisch; Birnmost ward aufgetragen; der Platz, den ehemals das Gespenst eingenommen hatte, blieb zu Bertholds Entsetzen wieder leer; als erwarte man noch immer mit jedem Abend den seltsamen Besuch. Alles blieb still, und sah sich zweifelhaft an, so daß von der ehemaligen Bewirthung gerade nur Eins fehlte, aber freilich eben das beste Theil: trauliches Gespräch und herzensfroher Gesang.

Da that der ehrsame Köhler seinen Mund auf, und sprach folgender Gestalt: „Was Ihr vor einigen Jahren mit unserm Hausgeiste angefangen habt, wissen wir nicht, Herr Gast. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angst haben wir genug ausgestanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals bei uns übernachten, und da wünschte ich von Herzen, Ihr schafftet Euch fromme Gedanken an, um weder uns, noch den Hausgeist zu verstören. Was zwar diesen betrifft, so mein' ich, Ihr könnt ihn uns nun so leicht nicht wieder verderben, und hättet Ihr auch gar nichts im Kopf und Herzen, als Geld und Gut. — Aber still jetzt, ihr Alle, die Zeit der Betstunde ist herauf."

Alle falteten ihre Hände, der Hausvater nahm sein Mützchen ab, und begann abermal das schöne Lied zu singen: „Nun ruhen alle Wälder." — 'Ber-

thold sang ehrerbietig mit, jeden Augenblick die Erscheinung des Hausgeistes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Gestalt erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that sich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob sich, wie wenn man mit benetzten Fingern auf schön gestimmten Gläsern streicht.

Kaum war die Betstunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute? — „das ist der Hausgeist,“ sagte der Köhler, „anders giebt er sich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet, und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unsers Gemüthes.“

Es war etwas in Berthold's Herzen, das ihm sagte: er sey noch nicht werth hier zu übernachten. Er begehrte sein Pferd, aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weise brachte es ihm der älteste Sohn, und nahm Abschied von ihm, merkend, daß ihn kein schlimmes Gefühl von dannen treibe, und beschrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Gesinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein schönes Licht streifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Gesträuche des Gebirgswaldes mit unbeschreiblich lieblichem Glanze.

Das Weihnachtsgeschenk.

Der nächtliche Wächter hatte eben abgerufen, und sang dem Morgen des ersten Weihnachtstages zu Ehren das alte Festlied: „Ein Kindlein so löbelich ist uns

geboren heute« — als Lindau mit seiner Gattin schon geschäftig war, seinen drei Kindern und Louisen, der kleinen sanften Waise eines kürzlich verstorbenen weitläufigen Verwandten, die Weihnachtsgeschenke auf die Tische zu bescheeren, welche sie am Abende mit weißen Tüchern bereitet hatten. Es war ein stiller heiterer Wintermorgen, und erfreulich knatterte das Holz in dem Ofen. Gar lieblich war dieser Ton, wenn man auf die dichtbeblümten Fenster blickte, oder hinaus nach den funkelnden Sternen, oder auf die Linde vor dem Hause sahe, welche der Rauhreif, wie mit feinen Flaumfedern schön überwebt hatte. Gar behaglich war den beiden Gatten das Gefühl der sich verbreitenden Wärme, als sie den Schnee unter dem Tritte des nach Hause eilenden Wächters knirschen hörten. Aber süßer, als alle Reize der feierlichen Frühstunde, waren die Empfindungen der Freude, welche die Aeltern bei jeder Kleinigkeit, womit sie die Tische schmückten, in dem Gedanken fühlten, wie sich die Kinder darüber freuen würden, und die milden Regungen der Wehmuth, mit welcher sie sich in der Rückerinnerung an ihre Kindheit verloren. »Man ist doch ein recht seliges Geschöpf,« fing die Frau an, »wenn man ein Kind ist. Sieh, ich wollte noch heute Stück für Stück alles herezählen, was ich je zum Kinderfeste bekam. O ich werde es nie vergessen, wie ich mit meinen Geschwistern Wochenlang vorher die Tage bis zu dem reichsten Abende des Jahres zählte, und welches Entzücken es war, wenn der Vater mit dem Rufe erschien: »Nun, Kinder, es ist alles hell, wir müssen sehen, was es gegeben hat.« — Gewiß man hat die Freude sehr wohlfeil, wenn ein angeputz=

ter Baum mit bunten Lichtern und ein paar Hände voll Aepfel und Nüsse, und ein Honigkuchen alle unsere Wünsche ausfüllt. Man ist doch recht glücklich, so lange man Weihnachtsgeschenke bekommt!« — »Aber man ist auch glücklich,« erwiederte der Mann, »wenn man Weihnachtsgeschenke giebt, die fröhlichen Kindergesichter.«

»Nur,« unterbrach ihn die Gattin, »daß man vor den fröhlichen Gesichtern oft die Sorgen verbergen muß, womit man sie erheitert. Es sind doch lauter Kleinigkeiten, die wir unsern Kindern geben, und haben wir nicht zu rechnen und einzutheilen gehabt, bis wir das Wenige uns abrechnen, und für die Kleinen erschwingen konnten. Bei unserer Einnahme.« —

»Unsere Einnahme,« sagte der Mann wieder, »ist freilich gar kärglich zugeschnitten, und es kostet manchmal Kopfbrechen, damit heutigen Tages auszureichen. Indeß wir reichen aus, wir hungern nicht, wir frieren nicht, wir werden nicht gemahnt, es geht ja alles gut. Dachten wir nicht, da wir die kleine Louise zu uns nahmen, wie schwer es werden würde, die Schuhe und die Strümpfe, und die Röckchen herbeizuschaffen, die sie brauchte, und sieh, es findet sich doch. Es ist, als ob sie den Segen mit in's Haus gebracht hätte, wir haben nicht weniger Brod, seitdem ein Mund mehr bei Tische beschäftigt ist.«

»Es ist wohl wahr,« sagte die Frau, und steckte die Lichter an zur Beleuchtung der zierlich geordneten Gaben.

Aus Liebe werden Aeltern bald Helden, bald Kinder. Wie Kinder freuten sich diese über ihre kleine Schöpfung; innig froh rieb der Vater die flachen Hände, und trat bald näher, bald ferner, zu prüfen, wie alles sich ausnehme, und die Mutter lächelte mit

herzlicher Freude über die Hoffnung der Kleinen und über das Vergnügen des Mannes.

„Nun kommt!“ rief der Vater in die Kammer, „kommt Kinder!“ und schon waren diese eilig beschäftigt, sich leicht zu bekleiden. Sie hatten die ganze Nacht nur wenig geschlafen. Freude und Sehnsucht ließ sie nicht ruhen und eins weckte immer das andere. „Hörst du?“ zischelte das eine dem neben ihm ruhenden zu, der Wächter ruft schon wieder, nun muß es doch bald Morgen werden. „Sey nur stille,“ lispelte das andere, „damit die Mutter nicht aufwacht.“ Dann drückten sie sich in stillem Entzücken in die Kopfkissen, als wünschten sie noch lange das Vergnügen des Wartens zu genießen. Als die Mutter von ihrem Lager schlich, da wachten sie alle. „Die Mutter ist schon aufgestanden, nun bald, bald,“ flüsterten sie einander zu, und als sie durch das kleine Fenster der Kammerthüre die Aeltern geschäftig sahen, wie theilten sie sich da ihre Wünsche und Träume mit! „Jetzt stehen sie bei meinem Tische, o nein, bei meinem, seht nur, da stellt der Vater etwas Langes hin, was mag das seyn? Da hat die Mutter etwas Glänzendes, sieh, und legt's auf meinen Tisch!“ So hieß es, und als der Vater rief, wie stürzten sie da aus den Betten, wie stürzten sie da in das Zimmer, wie taumelten sie, vom Glanze der Lichter geblendet, bestürzt und befriedigt von einem Tisch zum andern, wie staunten sie über die Fülle der Gaben, wie bewunderten sie, was ihnen zuerst in die Augen fiel, und konnten dann wieder nicht begreifen, wie sie noch etwas viel Schöneres übersehen hatten.

Fritz blätterte in einem Bilderbuche, Karl rührte die Trommel, Minchen verlor sich im trunkenen An-

schauen der bezaubernden Reize einer Puppe, und Louise versuchte ein paar neue Schuhe an.

Indem klopfte Jemand hastig an die Hausthüre, so heftig, wie wenn ein großes Unglück, oder ein großes Glück zu berichten ist, und hereintrat ein stattlich gekleideter Mann, ein Diener des Fürsten. „Mein Fürst,“ begann der Bote, „hat mir gestern befohlen, so bald ich heute früh die Weihnachtslichter für ihre Kinder brennen sähe, ihnen eine frohe Nachricht zu bringen. Sie hätten,“ sagte er, „lange treu und viel gearbeitet, sie hätten schon längst eine bessere Versorgung verdient, mit Zufriedenheit habe der Fürst ihre Redlichkeit in ihrem Amte bemerkt, mit Vergnügen habe er von ihren häuslichen Tugenden, von ihrer sparsamen Wirthschaft, von ihrer Vaterliebe, von ihrer Aufopferung für ihre Kinder gehört. Ein Mann, wie sie, müsse ohne alle Nahrungssorgen für die Seinigen leben. Der Fürst giebt ihnen die erledigte einträgliche Rathsstelle bei der Regierung.

„Dank! Dank!“ sagte der Mann, und blickte gerührt empor, und rang die in einander gefalteten Hände nieder, und Thränen rannen von den Wangen der Gattin, indem der Botschafter zurückeilte.

Betroffen standen die Kinder alle in ihrer fröhlichen Geschäftigkeit gehemmt, und sahen die Aeltern an. „Was ist's denn, Vater?“ fragte Fritz. „Freuet euch,“ war die Antwort, „wir haben auch ein Weihnachtsgeschenk, ein unerwartet großes Weihnachtsgeschenk bekommen, freuet euch, Kinder!“ — „Ja wohl unerwartet,“ sagte die Mutter, „hieß es nicht, die Stelle wäre schon so gut, als vergeben? Gottlob! unsere Bedürfnisse wachsen nicht, und unsere Einkünfte

nehmen zu. Nun können wir euch froh machen, ohne zu sorgen, freuet euch Kinder.«

Und die Kinder jauchzten und hüpften; Fritz sprang mit seinem Bilderbuche umher, Karl schlug gar tobend seine Trommel, Minchen schwang ihre Puppe, und Louise tanzte, mit dankbarem Blicke auf ihre neugerüsteten Füße, um die ruhig lächelnden Pflegeältern.

Das Schauerfeld.

Eine Rübezahlsgeschichte.

Am Fuße des Riesengebirges, in einer blühenden schlesischen Landschaft, hatten sich einige Zeit vor dem westphälischen Frieden unterschiedliche Verwandte in die Erbschaft eines reichen Bauern zu theilen, der ohne Kinder gestorben war, und dessen mannichfache Grundstücke hier und dort durch die fruchtbare Gegend hin zerstreut lagen. Man kam zu diesem Endzwecke in einer Schenke des Hauptdorfes zusammen, und wäre bald über die Anordnung des Theilwesens einig geworden, hätte es nicht unter der Nachlassenschaft einen wunderlichen Acker gegeben, welcher das Schauerfeld geheißen war.

Dort blühete es von vielen Blumen, und war mannichfach wucherndes Gesträuch aufgeschossen, allzumal des Bodens kräftige Fruchtbarkeit bezeugend, aber eben so sehr dessen Vernachlässigung und Verödung beurkundend. Denn seit vielen Jahren war keine Pflugschaar darüber hingezogen, seit vielen Jahren keine Saat darauf gefallen. Oder hatte man desgleichen ja

hin und wieder versucht: so waren die Stiere unter dem Joch in eine unbegreifliche Wuth gerathen, und selbst die Ackerknechte und Säeleute hatten den Platz mit wildem Entsetzen geräumt, betheuernd, es zögen dort gräßliche Gestalten umher, die sich in furchtbarer Vertraulichkeit zu den Arbeitern gesellten, so daß kein menschlicher Sinn davor ausdauern könne, und einem schon immer der Wahnwitz drohend über die Schultern blicke.

Wer nun die verrufene Stelle in seine Erbschaft mit aufnehmen sollte, das war die große Streitfrage. Jedem kam es vor, als werde, was ihm selbst unerträglich nnd unthunlich schien, der Andere leicht ertragen und ausrichten können, wie es denn wohl in der Welt zu gehen pflegt, und so stand man rechtend einander gegenüber, bis in den späten Abend. Da fiel einer von den Erben auf eine Auskunft, aber freilich auf eine gar nichtsnutzige. — „Wir sollen ja," sagte er, „nach dem Testamente irgend eine fromme Huld erweisen an der armen Muhme, die hier im Dorfe wohnt. Nun ist uns das Mädchen doch nur sehr weitläuftig verwandt; zudem auch fände sie wohl ohne alle Aussteuer einen wohlhabenden Mann: denn sie ist gut und wirthlich, und man heißt sie ja nur die schöne Sabine. Da denke ich, wir treten ihr das ganze Schauerfeld ab; so sind wir unserer Verpflichtung mit einemmale los, und es ist doch fürwahr ein gar reichliches Geschenk, falls sie sich nur einen Ehemann schafft, der damit umzugehen versteht." — Die Andern stimmten allesammt ein, und man fertigte einen der Vettern ab, der Beschenkten die erwiesene Huld anzuzeigen.

Derweil hatte in der einbrechenden Dämmerung Jemand an Sabinens Hinterthür geklopft, und auf

ihre Frage, wer draußen stehe, kam eine Antwort zurück, vor der sich die Riegel des kleinen Fensterleins alsbald aufthaten. Es war eine lang ersehnte Stimme, denn sie gehörte dem jungen Kunz, der schön und gut, wie Sabine, aber eben so arm, sich vor zwei Jahren im Kriegsdienste begeben hatte, um auf diese Weise vielleicht die Heirath mit dem geliebten Mädchen möglich zu machen, deren Herz auch ihm in frommer Liebe gänzlich zugehörte. Es war hübsch anzusehen, wie Sabine mit hellen Thränen in den wunderschönen Augen zwischen den Epheuranken des Hüttchens hervorlächelte, und der hohe schlanke Soldat, voll sittiger Freude nach ihr aufschaute, und ihr die treue Rechte entgegenbot. — „Ach Kunz,“ flüsterte sie verschämt, „Gottlob, daß du lebendig wieder gekommen bist! Das ist alle Abend und alle Morgen mein herzliches Beten gewesen, und solltest du auch übrigens gar nichts von dem gehofften Glück erringen.“ — „Mit dem Glück,“ entgegnete Kunz, und schüttelte lächelnd den Kopf dazu, „mit dem Glück sieht es auch sparsam genug aus. Aber es ist doch besser, als da ich weggieng, und wenn du Muth genug hast, denke ich, wir können einander heirathen, und uns mit Ehren durchbringen.“ — „Ach,“ seufzte Sabine, „du treuer Kunz! dein Wohl und Weh so fest an das einer blutarmen Waise zu knüpfen!“ — „Liebchen,“ sagte Kunz, „nicke mir ein freundliches Ja heraus, wenn du Vertrauen zu mir hast. Ich versichere dich, es geht, und wir leben vergnügt mit einander, wie die Könige.“ — „Und hast deinen Abschied? bist kein Soldat mehr?“ — Kunz suchte aus einem ledernen Beutelchen, das sein gewonnenes Gut enthielt, einen Silberthaler heraus, und reichte ihn Sa-

binen hin, welche sich so damit stellte, daß der Schein des Lämpleins im Zimmer auf die Münze fiel. Mit altväterlichem Witze war eine zersprungene Trommel darauf gebildet, und darüber standen die Worte: „Gottlob, der Krieg hat“ — „Gottlob, der Krieg hat ein Loch, soll es heißen,“ fügte der erläuternde Kunz hinzu. — „Es ist zwar noch nicht Friede; aber mit dem Kriege will's auch nicht mehr recht fort, und da hat mein Oberster seine Schaar auseinander gehen lassen. — In Friedens- und Liebesfreude hielt Sabine ihre Hand dem Liebling hin, und vergönnte nun auch dem Bräutigam in das Stübchen zu treten, wo er sich neben sie setzte, und ihr erzählte, wie er seine wenigen Gold- und Silberthaler im ehrlichen offnen Kampfe von einem tapfern Wälschen gewonnen habe, den er bezwungen, und ihm für diese Ranzion das Leben geschenkt. Ein holdes Lächeln auf den muthigen Verlobten fallen lassend, drehte die fleißige Braut wieder ämsig ihre Spindel, und freute sich, daß weder an ihrem, noch an Kunzens dereinstigem Erwerb das mindeste Unrecht haften werde.

Da trat eben der Vetter herein, und wollte seine Botschaft anbringen. Sabine stellte ihm mit sittigem Erröthen den heimgekehrten Kunz als ihren Bräutigam vor, und Jener sagte: „Nun da komm' ich just zur rechten Zeit, wie bestellt; denn wenn der Verlobte nicht eben Reichthümer aus dem Kriege mitgebracht hat, wird ihm wohl die Zugabe sehr willkommen seyn, die ich der Braut im Namen der heute versammelten Erben anzubieten habe, da es ja der Testator so verfügt hat, daß wir sie mit irgend einer guten Gabe bedenken sollten.“ — Für Kunz lag etwas zu Hoch-

müthiges in der Art, wie ihm das neue Glück angeboten ward; er konnte gar keine Freude darüber empfinden. Aber die demuthsvolle Sabine nahm nur Gottes Gnade darin wahr, durchaus nicht beachtend, wie sich die Menschen bei deren Austheilung bezeigten, und so senkte sie freundlich das Haupt mit dankbarem, herzensfrohen Lächeln. Aber als sie nun hörte, man habe ihr das Schauerfeld zur gänzlichen Abfindung beschieden, da drang ihr die feindliche Kargheit der Vettern mit schmerzhafter Kälte an's Herz, und sie konnte die hervorstürzenden Thränen der getäuschten Hoffnung nicht zurückhalten. Der Vetter lächelte höhnisch dazu, sprechend, es thue ihm leid, wenn sie sich noch auf mehr Rechnung gemacht habe. Dies sey doch ein ungleich größeres Glück der Erbschaft, als ihr eigentlich zukomme.

Damit wollte er zur Thüre hinaus; aber Kunz trat ihm in den Weg, und sagte voll der ruhigen Kälte, die oftmals den sich ganz überlegen fühlenden Muth zu begleiten pflegt: „Herr, ich sehe, daß Ihr mit dem guten Willen des Abgeschiedenen Euern Spott zu treiben beliebt, und daß Ihr allzusammen gesonnen seyd, meiner Jungfer Braut auch keinen nutzbaren Heller zukommen zu lassen. Aber wir nehmen in Gottes Namen Euer Anerbieten an, hoffend, es könne vielleicht unter den Händen eines braven Kriegsmannes dennoch mehr aus dem Schauerfelde werden, als es sich neidische und geizige Memmen einzubilden vermögen.“

Der Vetter, vor Kunzens soldatischem Anstande scheu, wagte nichts zu erwiedern, und machte sich etwas bleich davon. Darauf küßte der Bräutigam sei-

ner Braut die Thränen ab, und eilte freudig zu dem Pfarrer, die Trauung zu bestellen.

Nach wenigen Wochen waren Kunz und Sabine Eheleute, und fingen ihren kleinen Haushalt an. Der junge Mann hatte seine Gold- und Silberthaler meist alle dazu angewandt, sich ein Paar herrliche Stiere zu kaufen, das Uebrige davon war auf Saat und den nöthigsten Hausrath verwandt worden, und an Gelde nicht mehr in der kleinen Wirthschaft zu finden, als gerade hinreichen mochte, um auf's spärlichste und arbeitsamste bis gegen die Aerndte im künftigen Jahre auszureichen. Aber als Kunz mit Stieren und Pflug auf das Feld hinausgieng, lachte er fröhlich nach seiner holden Sabine zurück, sprechend, daß er nun das rechte Gold aussäe, und es über's Jahr um ein gut Theil reichlicher dabei zugehen solle. Sabine sah ihm ängstlich nach, und wünschte, er möge nur erst von dem verrufenen Schauerfelde wieder heim seyn.

Wohl kam er heim, und zwar noch ehe die Abendglocke läutete, nur bei weitem nicht so freudig, als er es um die Morgenstunde in seinem zuversichtlichen Muthe gehofft hatte. Den zertrümmerten Pflug schleifte er hinter sich drein, führte mühsam den einen, sehr verletzten Stier mit fort, und blutete selbst an Schulter und Haupt. Aber er sah doch immer noch frisch und freundlich drein, und tröstete mit ungedämpftem Soldatensinne die weinende Sabine. — „Halte dich nur zum Einsalzen fertig," sagte er lachend, „denn der Spuk auf dem Schauerfelde hat uns eine große Menge Rindfleisch bescheert: der Stier nämlich, den ich mit hereinbrachte, hat sich in toller Angst dermassen beschädigt, daß er zu keiner Arbeit mehr taugt;

der andere lief in die Berge hinein, und ich mußte zusehen, wie er sich von einer Klippe in den reißenden Bach stürzte, wo er gewiß nun und nimmermehr wieder zum Vorschein kommt.

„Die Vettern, die bösen Vettern!“ klagte Sabine. — „Nun hat ihr verderbliches Geschenk dich noch gar um dein mühsam erfochtenes Eigenthum gebracht, und was viel schlimmer ist, dich auch verwundet, du herzenslieber Mann!“

„Damit hat es nichts zu sagen!“ entgegnete der wackere Kunz. — „Die Stiere kriegten mich nur einmal zwischen sich, als sie just in der tollsten Wuth waren, und ich sie nicht loslassen wollte. Aber es ist Gottlob noch gut abgelaufen, und morgen geh' ich wieder auf das Schauerfeld hinaus.“

Nun trachtete Sabine auf alle Weise, den geliebten Mann davon abzubringen, aber er sprach: ungenutzt solle das Feld bei seinen Lebzeiten nicht liegen; was man nicht umpflügen könne, müsse man umgraben, und er sey ja kein scheues Ackerthier, sondern ein erprobter standhafter Soldat, dem der Spuk nichts anhaben solle. Dann schlachtete er den wunden Stier, zerhieb ihn, und während Sabine am frühen Morgen das Geschäft des Einsalzens begann, war Kunz schon wieder auf dem gestrigen Wege, und eben nicht viel minder vergnügt, als damals, wenn er gleich statt der kraftvollen Stiere und des gut gezimmerten Pfluges nur Karst und Spaten zur Arbeit mit hinausnahm.

Etwas spät kam er dießmal am Abende heim, etwas ermattet und bleich, aber sehr heiter, und die sorgliche Frau bald beruhigend. — „Diese Art der Arbeit greift etwas an,“ sagte er lächelnd, „denn es

geht ein gespenstiger Kerl, bald so, bald anders aussehend, neben mir her, und foppt mich mit Worten und Werken; aber er scheint sich doch selber zu wundern, daß ich mich gar nicht an ihn kehre, und eben daraus hohl' ich mir neue Kraft. Zudem kann die ja niemals einem tüchtigen Mann ausgehen, der in seinem Berufe steht!«

So gieng es denn nun viele Tage hindurch. Der treue Kunz blieb unverdrossen am Graben und Säen und Ausraufen des Unkrauts. Freilich konnte er nun mit dem bloßen Spaten nur einen ganz kleinen Theil des Schauerfeldes bestellen, aber er hielt sich desto sorgsamer dazu, und sah endlich eine Aerndte heraufblühen, die, wenn auch nicht reichliches, doch genügendes Auskommen versprach und hielt. Auch das Geschäft des Einschneidens und vom Felde Karrens verrichtete er ganz allein; denn Taglöhner hätten ihm wohl um vielen Gewinn auf dem verrufenen Schauerfelde nicht geholfen, und daß Sabine sich dahin wagte, ließ er gar nicht zu, um so minder, seitdem er Hoffnung hatte, bald von ihr mit einem Kindlein beschenkt zu werden. — Das Kindlein ward geboren, und in drei Jahren wurden es noch zwei; ohne daß sich außerdem eine Veränderung in Kunzens Lage gezeigt hätte. Mit Anstrengung und Muth wußte er dem furchtbaren Schauerfelde Frucht auf Frucht abzugewinnen, und lösete sein Wort, daß er Sabinen gut durchbringen wolle, als ein ehrlicher Mann.

Eines Herbstabends, als es schon tief zu dunkeln begann, brauchte Kunz noch fleißig seinen Spaten. Da stellte sich ein sehr großer, starkgegliederter Mann neben ihn, schwarz und rußig, wie ein Köhler, eine

Schürstange in der Hand, und sagte: „Gibt es denn gar keine Stiere mehr im Lande, daß du dich mit deinen beiden Fäusten so abarbeitest? du solltest doch, dem Umfang deiner Gränzen nach zu urtheilen, ein reicher Bauer seyn.“ — Kunz wußte wohl, wer ihn anrede, und that, wie er es gewöhnlich mit dem Spuk des Feldes zu thun pflegte. Er schwieg, wandte alle Gedanken nach Kräften von ihm ab, und förderte seine Arbeit rüstig. Aber der Köhler that nicht, wie es in des Spukes gewöhnlicher Art war, der auf solch ein Betragen zu verschwinden pflegte, um furchtbarer oder doch verstörender in anderer Gestalt wieder zu kommen. Dießmal sagte er blos ganz freundlich: „Gesell, du thust mir Unrecht, und dir auch. Antworte mir zutraulich und wahrhaft! Vielleicht weiß ich für dein Uebel ein gutes Mittel.“ — „Nun in Gottesnamen,“ entgegnete Kunz. „Wenn du mich mit freundlichen Worten betrügst, ist es deine Schuld und nicht meine.“ — Damit hub er an, Alles zu erzählen, was seit der Besitznahme des Ackers vorgefallen war, ehrlich und getreu, verhehlte auch seinen Unwillen gegen den Spuk gar nicht, und eben so wenig, wie sauer es ihm werde, unter den beständigen Neckereien, mit Kraft und Spaten allein ausgerüstet, die Seinigen zu ernähren.

Der Köhler hörte sehr ernsthaft zu, schwieg dann eine lange Weile nachsinnend, und brach endlich in folgende Worte aus:

„Ich meine, Gesell, du kennst mich, und da ist es recht brav von dir, daß du der Ehrlichkeit nicht vergiebst, sondern rein heraus sprichst, wie sehr du unzufrieden mit mir bist. Die Wahrheit zu sagen, fehlt's dir auch nicht an Ursache dazu; aber ich will

dir einen Vorschlag thun, der Manches wieder gut machen kann. Sieh, bisweilen, wenn ich mich in Feld und Wald und Gebirg recht ausgetollt habe, kommt mir's lustig und wünschenswerth vor, in einen Haushalt einzutreten, und ein halb Jährchen lang recht ehrbar und ordentlich zu leben. Wie wär's, du nähmst mich auf sechs Monate zu deinem Knecht an?« — „Es ist schlecht von Euch,« sagte Kunz, „einen ehrlichen Mann zu foppen, der Euch Zutrauen beweist.« — „Nein, nein,« sprach der Andere zurück, „nicht foppen; es ist mein voller Ernst! Ihr sollt einen wackern Arbeiter an mir haben, und so lang ich Euch diene, wird sich kein einziges Schreckbild auf dem Schauerfelde sehen lassen, so daß Ihr ganze Heerden Stiere darauf herumtreiben könntet.« — „Das wäre mir schon lieb,« entgegnete Kunz nach einigem Besinnen, „wenn ich nur wüßte, ob Ihr Wort haltet, und dann hauptsächlich, ob ich auch Recht daran thue.« — „Das mache mit dir selbst aus,« sagte der Fremde, „aber mein Wort habe ich noch nimmermehr gebrochen, so lange das Riesengebirge steht, und ein feindseliges Wesen bin ich auch nicht; etwas lustig und neckisch und wild bisweilen, das ist Alles!« — „Ich glaube gar,« sagte Kunz, „daß ihr der bekannte Rübezahl seyd!« — „Höre,« unterbrach ihn der Köhler etwas finster, „wenn du das glaubst: so denke daran, daß der mächtige Gebirgsgeist jenen Namen nicht leideu kann, sondern sich den Herrn vom Berge nennen läßt.« — „Das wär' ein wunderlicher Knecht, den ich den Herrn vom Berge nennen müßte!« lachte Kunz. „Du kannst mich Waldmann heißen,« entgegnete Jener. — Kunz sah wieder eine Zeit lang still vor sich nieder, dann sagte er end-

lich: „Gut! es gilt! Ich denke, ich thue nicht Unrecht, Euch anzunehmen. Hab' ich ja doch wohl oftmals gesehen, daß man unvernünftige Thiere zum Bratenwenden und andern Hausdiensten gebraucht, warum nicht auch einen Spuk?“ — Der Köhler lachte herzlich, und sprach: „Nun, so ist es meines Gleichen wohl noch im Leben nicht geboten worden! Aber eben drum; es gefällt mir, und schlagt ein, lieber Brodherr!“ — Kunz machte noch die Bedingung, der neue Diener dürfe nicht wagen, sich es vor Sabinen und den Kindern merken zu lassen, daß er eigentlich vom Schauerfelde herstamme, oder wohl vielmehr aus den weltalten Höhlengängen des Riesengebirges; auch solle er nie irgend eine Spuckerei in Haus und Hof treiben; und als Waldmann das alles recht treuherzig versprach, war der Handel in Richtigkeit, und sie giengen mit einander freundlich heim.

Sabine wunderte sich über den unvermutheten Zuwachs ihres Haushaltes, und empfand auch einige Scheu vor dem schwarzen, riesengroßen Knecht; die Kinder wollten zu Anfang gar nicht aus der Thür, wenn er im Gärtchen oder im Hofe arbeitete; aber sein still freundliches und fleißiges Benehmen söhnte bald Alle mit ihm aus; und wenn er auch manchmal in eine Art von toller Lustigkeit fiel, sich mit dem Hunde herumjagend oder mit dem Federvieh, so fand man es mehr spaßhaft, als befremdend; auch genügte ein einziger Blick des Brodherrn, ihn wieder in die gewohnten Schranken zurückzuweisen.

Auf das Wort des Berggeistes trauend, hatte Kunz den zeither gesparten Geldvorrath wieder unbedenklich zum Ankauf zweier schöner Stiere verwandt, und zog

nun mit dem zurecht gezimmerten Pflug lustig zu Felde. Sabine schaute ihm ängstlich nach, ängstlich am Abende nach dem Heimkehrenden aus, fürchtend er werde mit zerstörter Hoffnung, und wohl gar noch schlimmer verwundet, als das erstemal, zu Hause kommen. Aber singend, und seine folgsamen, glänzenden Stiere vor sich hertreibend, schritt Kunz unter dem Läuten der Abendglocke durch's Dorf heran, küßte in großer Freudigkeit Weib und Kind, und schüttelte dem Knecht zufrieden die Hand.

Manchmal zog nun auch Waldmann mit den Stieren hinaus, während Kunz im Hof und Garten arbeitete. Man riß ein gewaltiges Stück des Schauerfeldes um, und Alles gieng einen trefflichen Gang, zum Erstaunen aller Einwohner des Dorfes, und zum neidischen Mißbehagen der geizigen Vettern. Freilich dachte Kunz oftmals bei sich: „Es ist nur auf eine kurze Zeit, und wie ich's mit der Aerndte anstellen werde, weiß Gott; denn alsdann ist Waldmann's Dienstzeit schon lange um, und der Spuck auf dem Schauerfelde vielleicht wieder in bester Lust.“ — Doch das Einsammeln des Segens, meinte er, sey eine Arbeit, die von selbsten Arm und Herzen stärke, und vielleicht halte ihm Waldmann noch bis dahin aus alter Freundschaft den Acker rein, wie auch dieser bisweilen in fröhlichen Augenblicken wohl zu verstehen gab.

Der Winter war darüber herangekommen, die Arbeit auf dem Schauerfelde beendigt, und Kunz mit seinen Stieren fleißig zu Holze, den Feuerungsbedarf für Ofen und Heerd einholend. Das war auch einstmalen geschehen, als Sabine zu einer armen Wittwe im Dorfe gerufen ward, die am Fieber darnieder lag, und der sie fleißig, so weit es ihr beginnender Wohl-

stand vergönnte, beizustehen gewohnt war. Sie wußte nur nicht recht, wo sie derweil ihre Kinder lassen sollte; aber Waldmann erbot sich, auf sie Achtung zu geben, und weil die Kleinen an seine Mährchen gewöhnt, auch recht gern bei ihm blieben, trat Sabine unbesorgt ihre fromme Wanderung an.

Etwa eine Stunde darauf kam der Hausherr aus dem Bergforste zurück. Er führte den Karren in den Schuppen, brachte die Thiere zu Stalle, und gieng dann frohgemuth dem Hause zu, die erstarrten Glieder am behaglichen Heerdesfeuer zu wärmen. Da scholl ihm das ängstliche Weinen seiner Kinder entgegen. Pfeilschnell hinzustürzend, und die Thüre des Zimmers aufreißend, fand er die Kleinen schreiend hinter dem Ofen zusammengedrängt, und Waldmann mit wildem Gelächter in der Stube umherspringend, abscheuliche Fratzen schneidend, einen Kranz von Funken und Flammen im aufgesträubten Haare.

„Was geht hier vor?“ fragte der Hausherr mit strengem Zorn, und der unheimliche Schmuck in Waldmanns Haaren verlosch; demüthig und still stand der Knecht, sich entschuldigend, er habe nur ein Späßchen mit den Kindern machen wollen. Aber diese kamen schmeichelnd und klagend um den Vater, und erzählten, Waldmann habe ihnen erst so häßliche Geschichten vorgesprochen, und sey dann, bald mit einem Widderkopfe, bald mit einem Hundehaupt vor sie hingetreten. — „Es ist genug,“ unterbrach ihn Kunz. — „Fort mit dir, Gesell! Wir bleiben keine Stunde mehr unter einem Dach.“ — Damit faßte er Waldmanns Arm, und schob ihn heftig bis zu der Hinterthür des Gartens hinaus, den Kindern gebietend, sie sollten

ruhig in der Stube bleiben, und sich vor nichts in der Welt mehr bange seyn lassen, der Vater sey nun daheim, und sie so sicher, als in Abrahams Schooß.

Der wunderliche Knecht ließ sich Alles schweigend gefallen; aber als er nun mit Kunz einsam in der winterlichen Gegend stand, sagte er lachend: „Hört, Brodherr, ich dächte, wir vertrügen uns wieder! Ich habe einen gar dummen Streich angefangen; jedoch es soll gewißlich nicht wieder geschehen. Die alte tolle Laune überfiel mich nur so.“ — „Eben deßwegen, weil sie das kann,“ entgegnete Kunz. „Du möchtest mir leicht noch meine Kindlein bis zum Wahnsinn erschrecken. Mit unserm Kontrakt ist es zu Ende.“ — „Mein halbes Jahr ist noch nicht um,“ sagte Waldmann trotzig. „Ich will wieder in's Haus.“ — „Nicht an die Schwelle!“ rief Kunz. „Du hast den Vertrag gebrochen mit deinen verwünschten Spuckereien. Alles, was ich an dir thun kann, ist, daß ich dir deinen vollen Lohn gebe. Da nimm ihn, und packe dich fort!“ — „Meinen vollen Lohn?“ hohnlachte der Berggeist. „Kennst du meine reichen Kammern unten in den Höhlengängen?“ — „Es ist mehr um mich, als um dich,“ sagte Kunz, „ich will Niemanden etwas schuldig bleiben.“ — Und damit drängte er ihm das Geld gewaltsam in die Taschen. — „Was soll aus dem Schauerfelde werden?“ fragte Waldmann ernst, beinahe grimmig. — „Was Gott will,“ entgegnete Kunz. „Mir wären sechszehn Schauerfelder nichts, gegen ein Härlein vom Haupte meiner Kinder. Hinaus mit dir, oder ich treffe dich, daß du daran denken sollst!“ — „Sachte!“ rief der Berggeist. „Wenn meines Gleichen leibliche Gestaltungen annimmt, sucht

man sich eine tüchtige aus. Du könntest bei der Schlägerei leichtlich unten zu liegen kommen, und dann sey dir Gott gnädig.“ — „Das ist er immerdar gewesen,“ sprach Kunz, „und meine leibliche Gestaltung hat er mir auch recht tüchtig ausgesucht. In deine Berge zurück, du häßliches Unthier! Ich warne dich zum letztenmal.“

Da fiel Waldmann in gereiztem Grimme über Kunz her, und es entstand ein hartnäckiges Gefecht. Man rang hin und wieder, man schwang sich mit einander herum, ohne daß sich der Sieg für den oder Jenen entscheiden wollte, bis endlich Kunz durch ein geschicktes Ringerstück seinen Gegner zum Fallen brachte, und ihm auf die Brust kniete, wobei er wacker mit beiden Fäusten auf ihn losarbeitete, sprechend: „Ich will dich's lehren, dich an deinem Brodherrn vergreifen zu wollen, du verfluchter Herr vom Berge!“

Der Herr vom Berge aber lachte so herzlich dazu, daß Kunz, in der Meinung, er verspotte ihn, immer heftiger zuschlug, bis Jener endlich die Worte heraus brachte: „Laß doch ab! Ich lache ja nicht über dich! ich lache über mich, und bitte um Pardon.“ — „Da ist's ein Anderes,“ sagte Kunz ehrbar, richtete sich in die Höhe und half dem Besiegten auf die Beine. — „Ich habe das Menschenleben recht aus dem Grunde kennen gelernt,“ sagte dieser noch immer lachend. „Es hat wohl noch keiner meines Gleichen das Studium so gar genau getrieben. Aber hör', Gesell, das mußt du mir zugestehen, ehrlichen Krieg hab' ich geführt! denn du wirst doch wohl einsehen, daß ich mir leicht ein halb Dutzend Berggeister hätte zur Hilfe rufen mögen. Freilich konnte ich vor Lachen nicht gut dazu kommen.“

Kunz sah den noch endlos fort lachenden Rübezahl bedenklich an, und sagte: „Ihr habt nun wohl einen Zahn auf mich, und das wird mir nicht nur auf dem Schauerfelde, sondern vielleicht auch anderwärts schlecht bekommen; aber, Herr, bereuen kann ich dennoch nicht, was ich that! Ich habe Hausrecht geübt, und zwar um meiner lieben Kindlein willen. Wär' es noch zu thun, ich thäte es mit voller Ueberlegung wieder."

„Nein, nein," lachte Rübezahl, „inkommodir' dich nicht! Ich hab' an einemmal vollkommen genug. Aber das sag' ich dir: auf dem Schauerfelde kannst du künftig ackern, Jahr aus Jahr ein, und es soll sich kein unheimlicher Schatten darauf regen, von nun an, so lange das Riesengebirge steht. Gehabt euch wohl, mein freundlich gestrenger Brodherr!"

Damit nickte er zutraulich und verschwand, und Kunz hat ihn nachher im Leben nicht wieder gesehen. Aber Rübezahl hielt Wort, und that noch viel mehr. Ein ungewöhnlicher Segen zeigte sich in allen Geschäften des Hausherrn, und er ward bald der reichste Bauer im Dorfe. Auch wenn seine Kinder auf dem Schauerfelde spielten, welches sie und Sabine jetzt ohne alle Furcht betraten, erzählten sie bisweilen Abends, der gute Waldmann sey gekommen, und habe ihnen artige Mährchen vorgesagt. Sie pflegten dann in ihren Taschen gewöhnlich Näschereien, oder blankes Spielzeug, oder wohl gar schöne Goldthaler zu finden.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Vergelter lebt 1
Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen 15
Der Schneider in Pensa 18
Der gesegnete Kirchgang 25
Christian 28
Der Abgrund 42
Der arme Flor 54
Die drei Söhne eines Bettlers 69
Die Rothkehlchen 78
Das gute Rezept 83
Das Johanniskäferchen 85
Die Köhlerfamilie 95
Das Weihnachtsgeschenk. 111
Das Schauerfeld 115

J. L. G. Walther,
Erzählungen und Fabeln
für die Jugend.
8. Preis 16 gr. oder 1 fl.

Lebensgeschichte
eines
italienischen Bilderhändlers,
ein
Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend.
Herausgegeben von
J. L. G. Walther.
8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
Dasselbe Werk mit 6 illum. Kupfern.
8. Eleg. geb. 1 Rthlr. 16 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Die Allgemeine Schulzeitung Abtheil. I. No. 15. sagt darüber: „Eine sehr schöne für die reifere Jugend überaus passende Erzählung, eine wahre Zierde für die Jugendbibliothek von Funke, (von welcher sie den 5ten Band bildet). Wenn auch hie und da die einzelnen Begebenheiten und Ereignisse etwas auffallend sind, so hat diese Schrift den großen Vorzug vor vielen andern, daß sie die Aufmerksamkeit der Leser bis auf die letzte Seite spannt, und ist zugleich so angenehm geschrieben, daß man, wie das sonst gar nicht selten der Fall ist, schlechterdings nicht in Versuchung geräth, Manches zu überschlagen. Ohne daher viel von dieser Jugendschrift zu reden, glauben wir sie mit dem besten Gewissen allen Aeltern und Erziehern empfehlen zu können. Sie werden in derselben ihren Lieblingen eine kräftige und zugleich angenehme Nahrung für Geist und Herz geben."

G. Geiger juniors Offizin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich, 1792-1852

Neueste Jugend-Bibliothek zur Bildung des Geistes und Herzens

Bd.: 3

Augsburg 1840

Paed.pr. 2787-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760762-0